image
not
available

Digitized by Google

E 169.1
.P33

U. S. AMERIKA

PENCK

Digitized by Google

U.S.-Amerika

Gedanken und Erinnerungen eines Austauschprofessors

Von

Prof. Dr. Albrecht Penck

Zweite Auflage

J. Engelhorns Nachf. in Stuttgart

1920

Digitized by Google

Alle Rechte, namentlich das Übersetzungsrecht, vorbehalten
Copyright 1920 by J. Engelhorns Nachf., Stuttgart

E 169.1
.P33

INDIANA UNIVERSITY LIBRARY

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Digitized by Google

3-768

Meinen Kindern

in Prag und Konstantinopel

Digitized by Google

Inhalt

		Seite
1.	Der Wendepunkt in der amerikanischen Geschichte	7
2.	Die neue Periode	23
3.	Die Wissenschaft	36
4.	Hochschulerziehung	48
5.	Universitäten und Präsidenten	59
6.	Professoren und Studenten	71
7.	Als Austauschprofessor	85
8.	Zwei internationale Kongresse	96
9.	Frauenstudium	109
10.	Die Deutschen	118
11.	Die Zeitungen	131
12.	Zum Kriege mit U.S.-Amerika	140

Digitized by Google

1 Der Wendepunkt in der amerikanischen Geschichte

Das letzte Jahrzehnt des abgelaufenen Jahrhunderts bedeutet einen wichtigen, vielleicht den wichtigsten Wendepunkt in der Geschichte der Vereinigten Staaten. Bis um diese Zeit war kulturfähiges Land zu vergeben; seither ist fast alles nutzbare besiedelt worden.

Rasch ist die politische Besitzergreifung des weiten Gebietes gewesen, das dem Erdteil Europa an Größe gleichkommt. Vom Augenblicke an, da die dreizehn atlantischen Staaten ihre Unabhängigkeit von England erkämpft hatten, hörten sie auf, ein Küstenstrich zu sein, der mehr überseeisch mit dem Mutterlande als rückwärts mit dem Hinterlande zusammenhing. Alle Kräfte setzten ein, das letztere zu gewinnen. Kulturpioniere drangen bald bis zum Mississippi vor. Dieser Strom war die Grenze des anfänglichen Staatenbundes gewesen. Durch den Ankauf von Louisiana 1803 von Frankreich sicherten sich die Vereinigten Staaten das Gebiet bis zum Felsengebirge und 1819 erwarben sie Florida von Spanien; 1845 bis 1850 endlich rückten sie ihre Grenzen durch Annexion von Texas, durch Eroberung von Kalifornien und durch Beseitigung britischer Ansprüche auf das Land am Oregon bis zum Pazifischen Weltmeere. Die Vereinigten Staaten wurden innerhalb einer Zeit von wenig mehr als sechzig Jahren aus einem Küstenstaate ein großer transkontinentaler, zwischenozeanischer Staat.

Damit aber ist nur ein Teil des weiten Programms erfüllt, welches sie sich von Anfang an durch die Wahl ihres Namens gesetzt hatten. Sie nannten sich Ver-

Digitized by Google

einigte Staaten von Amerika, obwohl sie sich ursprünglich nur über einen Teil der Ostküste Nordamerikas erstreckten, und ihre Bewohner nennen sich seither kurz Amerikaner, obwohl es außer ihnen noch andre weiße Amerikaner gibt. Bei einem Festmahle der geologischen Gesellschaft von Amerika um die Wende von 1908/09 erhob der Direktor der geologischen Aufnahme von Kanada Einspruch dagegen, daß der Präsident der Gesellschaft Amerika und Vereinigte Staaten immer als gleichbedeutend nahm. Durch seine launigen Ausführungen gewann er den Beifall der Anwesenden und man pflichtete ihm bei, als er sagte: „Wir Kanadier sind auch Amerikaner." Er traf damit den Nagel auf den Kopf. Es ist auch für uns notwendig, zwischen Amerikanern und Bürgern der Vereinigten Staaten, sowie zwischen letzteren und ganz Nordamerika zu unterscheiden. Wir wollen von U.S.-Amerika und U.S.-Amerikanern sprechen, wenn von den unierten Staaten und deren Angehörigen die Rede ist, und die Kanadier und Mexikaner nicht bloß als Amerikaner, sondern wie in der Natur der Sache liegt, auch als Nordamerikaner gelten lassen.

Die politische Besitzergreifung des weiten Raumes zwischen dem Atlantischen und Pazifischen Weltmeer südlich des 49. Parallels ist rascher geschehen, als die Siedlung ihr zu folgen vermochte. Ein Zug nach dem Westen ergriff zwar die ganze U.S.-amerikanische Bevölkerung. Kaum hatte sie ihre Unabhängigkeit erkämpft, so überschritten bereits Siedler den Kamm der Appalachien und rodeten hier die Urwälder im Gebiete des Mississippi; dann erreichten sie den weiten Strom selbst und kamen in die Prärieen zwischen ihm und dem Missouri, die sie leicht in Ackerland verwandeln konnten. Aber jenseits Missouri und dem

Digitized by Google

unteren Mississippi bot ihnen die Natur halt, das Land wird hier gegen Westen trockener und trockener. Es hört auf, für den Ackerbau geeignet zu sein. Schließlich taugt es nicht einmal mehr für die Viehzucht und wird dann ganz wüst. Die Mittellinie der Vereinigten Staaten, die ungefähr dem 100. Grade westlicher Länge folgt, bot der zusammenhängenden Siedlung eine unüberschreitbare Grenze. Wohl flutete die in Fluß geratene Bewegung auch über diese Grenze hinaus und besetzte die weiter westlich gelegenen Inseln nutzbaren Landes in den besser benetzten Gebirgen und den Landschaften an deren Fuße; es lockte das Gold Kaliforniens Tausende durch die Wüste hindurch bis an das Pazifische Weltmeer. Es entstanden, wo Wasser vorhanden ist oder wohin es geleitet werden kann, Kulturoasen von oft ansehnlicher Ausdehnung, aber diese hängen nur durch Schienenstränge miteinander zusammen und werden durch echte Wüsten voneinander getrennt. Nach dieser großartigen Landnahme erfolgt seit Ende des verflossenen Jahrhunderts lediglich eine Auffüllung der besiedelbaren Fläche und nurmehr eine ganz geringfügige Ausdehnung derselben. Der Kulturpionier, eine der markantesten Erscheinungen des U.S.-Amerikaners, ist seither im Verschwinden begriffen.

Im besiedelbaren Osten trifft man ihn nur noch im äußersten Süden in den Sumpfwäldern am Golfe von Mexiko und im südlichen Florida, sowie im Norden an der kanadischen Grenze, teils westlich vom Oberen See im Staate Minnesota, teils südlich vom St. Lorenzgolfe im Staate Maine. Diese beiden letzteren menschenleeren Gebiete bilden mit der Reihe der Großen Seen, mit dem Oberen See, dem Huronensee, dem Eriesee und dem Ontariosee, eine gute natürliche Grenze

Digitized by Google

zwischen den Vereinigten Staaten und Kanada, bis weiterhin im trockenen Gebiete und im Felsengebirge der 49. Parallel die Rolle einer festgesetzten Scheidelinie in den unbesiedelten Gebieten übernimmt.

Nur an wenigen Stellen hängen die besiedelten Flächen der Vereinigten Staaten und von Kanada miteinander zusammen, am ausgedehntesten im Osten am Atlantischen Meere und in der Nähe des St. Lorenzstromes. Aber es sind menschenarme, von der Natur kärglich ausgestattete Gebiete, die hier aneinanderstoßen. Hier lockt der reichere Süden den Kanadier über die Grenze, hier erfolgt eine starke Einwanderung namentlich französischer Kanadier, welche die Neuenglandstaaten beinahe überflutet. Am ausgiebigsten ist die Berührung des U.S.-amerikanischen und kanadischen Siedlungslandes in der Mitte des Erdteils. Hier reichen die Weizenländer von Minnesota und Nord-Dakota hinüber in das Gebiet am Winnipegsee in der kanadischen Provinz von Manitoba. Hier strömt U.S.-amerikanische Kultur in die britische Herrschaft hinein: Winnipeg sieht aus wie eine U.S.-amerikanische Stadt, und zahlreiche U.S.-Amerikaner haben sich in der Umgebung angekauft. Schmal wie auf Brücken ist die Berührung U.S.-amerikanischen und kanadischen Siedlungslandes auf den Landengen zwischen den Großen Seen. Die großen Brückenstädte Detroit und Buffalo liegen auf der Seite der Vereinigten Staaten, kaum nennenswert sind ihre Gegenüber Windsor und Fort Erie; mächtig ist an den Niagarafällen die U.S.-amerikanische Stadt Niagara Falls emporgeblüht, weit steht ihre Namensschwester auf der kanadischen Seite hinter ihr zurück, obwohl der kanadische Fall größer ist als der amerikanische und demnach die größeren Wasserkräfte den Briten ge-

Digitized by Google

hören. Es ist ein Stück Englands, das an den Landengen zwischen den Seen an die Vereinigten Staaten grenzt. Ganz gering ist die Berührung des besiedelten Landes von U.S.-Amerika mit dem von Mexiko. Wohl erreicht die Siedlungsgrenze am Rio Grande del Norte die mexikanische Grenze, aber das mexikanische Ufer des Stromes ist so gut wie unbewohnt, getrennt ist das besiedelte Mexiko vom besiedelten Gebiete der Vereinigten Staaten durch weite Strecken Wüstenlandes.

Nordamerika ist nicht so zusammenhängend besiedelt und es wird es nie sein können wie Europa. Immer werden sich voneinander scheiden der Westen mit seinen Siedlungsoasen, deren südlichste Mexiko ist, und der von Farmen und Ortschaften überdeckte Osten. Er umfaßt im wesentlichen den Osten und die Mitte der Vereinigten Staaten und ragt im Norden ein kurzes Stück weit in die britische Dominion Kanada hinein. Die Geschlossenheit dieses östlichen Siedlungsgebietes verleiht den Vereinigten Staaten ihre große Stärke, namentlich auch dem britischen Weltreiche gegenüber, dessen besiedelter Besitz in Kanada des Zusammenhanges entbehrt. Mehr als 24 Stunden muß man mit dem Schnellzuge durch Urwälder fahren, um vom besiedelten Osten Kanadas in die besiedelte Mitte zu gelangen.

Auf dieser Fahrt sieht man noch Urwälder in ihrer Undurchdringlichkeit, die aus den östlichen Vereinigten Staaten so gut wie gänzlich geschwunden sind. Hier sieht man noch Kulturpioniere, welche den Wald roden oder schwenden. Aber es sind nicht Amerikaner, die sich hier seßhaft machen, sondern Schotten oder Skandinavier. Sie treffen hier nicht auf guten Boden, wie weiter südlich in U.S.-Amerika, und rauh ist das Klima.

Digitized by Google

Nie ist zu gewärtigen, daß sich zwischen den Getreidefeldern von Manitoba und dem südlichen Ontario einst dichter besiedeltes Land erstreckt; wird Kulturland hier geschaffen, so wird es aussehen wie das des nördlichen Schwedens.

Will man den U.S.-Amerikaner noch im Kampfe mit dem Walde sehen, in dem seine Voreltern Erstaunliches geleistet haben, so muß man in das südliche Florida gehen. Hier weilte ich Weihnachten 1908. Das bis dahin gänzlich unzugängliche Land wurde eben durch den Bau einer Eisenbahn erschlossen. Sie war durch hohen Wald geführt worden, in dem sich einst der Jagdgrund der Indianer erstreckte. Schon hatten sich hier südlich von Miami einige Siedler niedergelassen. Dann gewann die Bahn die Inselreihe der Keys, welche der Küste vorliegt, so wie die Reihe der friesischen Inseln unsrer deutschen Nordseeküste. Noch war die Stadt Key West nicht erreicht. Von Knigths Key brachten Dampfer die Reisenden nach dem nur 400 Kilometer entfernten Havanna. Von Insel zu Insel ging die Bahn. Sie überschritt das Meer zwischen ihnen auf langen Dämmen oder langen aus Zement gegossenen Brücken, um dann das Dickicht eines tropischen Urwaldes zu durchbrechen. Ein erstaunlicher Bau durch eine ganz menschenleere Wildnis geführt. Die Arbeiter wohnten in langen Eisenbahnzügen, wo sie schliefen und aßen, und welche mit dem Bahnbau vorwärts geschoben wurden. In flachgehenden Hausbooten lebten die Ingenieure, auf flachen Booten befanden sich die notwendigen Maschinen, die Zementmischer, Schmieden und so weiter. In einem Hausboote nächtigten Bahnbeamte und Zugpersonal, sowie einige Reisende in Knights Key; beim Abendessen saß ich zusammen

Digitized by Google

mit dem Lokomotivführer und den Schaffnern des Zuges, der uns dahin gebracht hatte. Tags darauf fuhr ich bald auf Dräsinen, bald auf Materialzügen die Strecke zurück; überall wurde mir auf das freundlichste von Ingenieuren und schlichten Vorarbeitern alles gezeigt. Eine zweite Nacht blieb ich in einem großen Steinbruche in der Wohnhütte eines Beamten; am Weihnachtsmorgen weckte mich der laute Pfiff der Lokomotive, welche ihren Dampf vor dem Häuschen durch die Pfeife abließ, um dem Beamten ein Morgenständchen zu bringen. Fünf Minuten dauerte das Getöne, dann trat Sonntagsruhe ein. Mittags speiste ich mit meinem Begleiter ziemlich allein in der mit Palmwedeln festlich geschmückten Kantine; Ingenieure und Vorarbeiter waren alle zum Hause des einzigen Siedlers gegangen, wo getanzt wurde. Herrlich war die Wanderung am sandigen, mit Kokospalmen bewachsenen Strande der Außenküste einer Insel, wo ein Hotel gegründet wurde für Wintergäste. Prächtig eine Bootfahrt im seichten Meere über die Schwammgründe zwischen Insel und Festland, köstlich ein Seebad am Weihnachtstag. Ein wunderbares Stück Erde wurde hier zugänglich gemacht. Natur und Menschen standen auf gleicher Höhe. Jene in Üppigkeit und tropischer Schönheit, diese in Leistungsfähigkeit und Kraft.

Ist die Besiedlung der östlichen Vereinigten Staaten ein Kampf mit dem Walde gewesen, so war die des fernen Westens ein Kampf mit der Trockenheit. Wo ein Tropfen Wasser vorhanden ist, sind Siedlungen versucht worden. Große Talsperren sind im Gebirge errichtet worden, um mit dem aufgespeicherten Wasservorrate das Gebirgsvorland zu bewässern. Ein neues Verfahren ist entwickelt worden, trotz ziemlich großer Trockenheit den Boden zu bebauen. Mutig wagten

Digitized by Google

sich die Siedler bis an die Grenze des Besiedelbaren und sie haben sie oft überschritten, wenn gute Jahre ihnen das jenseits liegende Land wertvoll erscheinen ließen. Schlechte Jahre warfen sie dann wieder zurück.

1897 war ich Zeuge von der Anlegung einer neuen Siedlung im Trockengebiete des Staates Washington. Mitten in der Nacht setzte uns der Zug der Great Northern in Stratford ab und fuhr dann weiter. Wie verlassen blieben wir zurück. Weder Bahnhofsgebäude noch Bahnsteig waren vorhanden, aber auch kein Mensch zu sehen. Als das Rollen des Zuges verstummte, hörten wir nur noch das Heulen der Präriehunde. Der General, der die Siedlung begründete, hatte uns versprochen, eine Lampe aufzuhängen, damit wir sein Haus fänden. Vergeblich schauten wir nach ihr aus: kein Licht war zu sehen — doch, dort funkelte etwas. Wir schritten durch kniehohes Wüstengebüsch dahin. Wirklich, da stand ein Haus, oben schon unter Dach, aber unten war das Fachwerk noch nicht gefüllt. Wir traten ein und warfen in der Dunkelheit einen Haufen Schindeln um. Da wurde es oben lebendig. Der General kam uns freundlich entgegen und lud uns ein, mit in einem gut vorgewärmtem Bett weiter zu schlafen. Am nächsten Morgen entdeckten wir, was uns geleuchtet hatte: es war das Mondlicht gewesen, das sich in einem verzinnten Blechkessel, der vor den Fenstern stand, gespiegelt hatte. Nun wurden wir auch mit der Umgebung bekannt. Da waren einige Bauleute, da war der Reporter einer Zeitung von Seattle, ein norwegischer Künstler, der vom entstehenden Stratford Zeichnungen anfertigen sollte. Freilich, zu zeichnen gab es noch wenig: eine Bretterbude stand da und führte den stolzen Namen „Hotel". Dort frühstückten wir in stetem Kampfe mit

Digitized by Google

den Fliegen, die zu Tausenden im Zimmer umherschwirrten, und gegen die alle Speisen durch große Glocken aus Drahtgeflecht geschützt waren. Ein Bewässerungsgraben wurde gezogen. „Wenn Sie übers Jahr wiederkommen," meinte der General, „da werden Sie hier blühende Mandelbäume finden und wogende Felder." Ich bin nicht wieder nach Stratford gekommen, und hoffe, daß es dort besser gegangen ist, als im benachbarten Coulée City, dessen Umgebung den landwirtschaftlichen Erwartungen nicht entsprochen hatte, und das, kaum begründet, schon halb in Verfall begriffen war. Auch im westlichen Kansas sah ich 1904 zahlreiche verfallene Farmen. In feuchten Jahren hatten sich die Siedler zu weit in das Trockengebiet hineingewagt und mußten dasselbe wieder verlassen, als trockene, magere Jahre kamen. 1909 fand ich alles nur irgendwie benutzbare Land in der Umgebung des großen Salzsees eingezäunt, und dort, wo noch ein paar Jahre vorher die Geologen zu Pferde über weite Strecken hinwegritten, mußte ich alle paar hundert Meter durch einen Stacheldrahtzaun hindurchkriechen.

Der Reisende, welcher heute den fernen Westen im schnellen Zuge durchmißt, der alle ein bis zwei Stunden einmal anhält, um Wasser einzunehmen, ahnt die Schwierigkeiten nicht, die der Neuankömmling hatte, um von Kulturoase zu Kulturoase zu gelangen. Wer weiß, ob die von Osten aus den Urwaldgebieten kommenden U.S.-Amerikaner diese Schwierigkeiten so rasch überwunden hätten, wenn sie nicht im wüsten Südwesten der Vereinigten Staaten schon eine allerdings geringe weiße Bevölkerung angetroffen hätten, die sich der Trockenheit des Klimas angepaßt hatte. Das waren die Kulturpioniere, die von Mexiko aus-

Digitized by Google

gegangen waren. Hier hatten die Spanier, selbst ein Steppenvolk, leicht Fuß gefaßt; von hier drangen sie weit bis in die Wüsten des heutigen Texas, Neu-Mexiko, Kolorado, Utah und Kalifornien, ohne sie allerdings dichter zu besetzen, während sie am Westsaume des östlichen Waldlandes halt machten. Durch das, was sie Mexiko 1845 abnahmen, gewannen die Vereinigten Staaten nicht bloß eine sehr große Landfläche, sondern auch eine Bewohnerschaft, die sie zu nutzen verstand. Spürbar ist heute im ganzen Südwesten von U.S.-Amerika der Einfluß der mexikanischen Kultur. Der amerikanische Cowboy trägt die Ausrüstung eines berittenen mexikanischen Hirten, aber er ist behender und geistig gewandter. Weit verbreitet ist hier heute noch das Spanische. Es wird allerdings mehr in den wüsten Strecken als in den Kulturoasen gesprochen. Wie gering die Fühlung der Vereinigten Staaten mit Mexiko im Bereiche des Kulturlandes des Ostens ist, so stark ist sie in dem wüstenhaften Gebiete des Südwestens. Spät haben die Vereinigten Staaten für das, was sie von Mexiko erhalten haben, diesem eine Gegengabe geleistet, indem sie dessen Eisenbahnnetz ausgestalteten und an das ihre anknüpften.

Nirgends sind mir die U.S.-Amerikaner sympathischer erschienen, als an der Grenze der Kultur. Dort ist er in seinem Fahrwasser, dort betätigt er seine Kampfnatur in der besten Weise. Dort überwindet er die sich ihm entgegenstellenden Schwierigkeiten auf das glänzendste, dort stellt jeder seinen Mann, und ich fand den einzelnen liebenswürdig, oft unterrichtet, schlagfertig, mit gesundem Urteil und gutem Humor. Was war doch der alte Richter Hilger für ein Original! Er war noch ein Kind, als seine Eltern von Luxem-

Digitized by Google

burg auswanderten und in den damaligen Westen der Vereinigten Staaten nach Buffalo gingen. Von hier zog der Sohn weiter; erst machte er sich in Wisconsin seßhaft, dann ging er durch Prärieen und Wüsten, bis er an den Fuß des Felsengebirges kam. Dort, wo der Missouri aus der letzten Vorkette des Gebirges heraustritt, an der Pforte der Berge, nahm er sich Land zu einer Zeit, als ringsum noch Indianer hausten. Der Häuptling hätte gerne seine Frau gehabt und bot ihm seine vier dafür. „Und ich habe sie leider nicht vertauscht," erzählte er schmunzelnd in Gegenwart seiner Frau, die, aus der Gegend von Koblenz stammend, auch etwa die Siebziger erreicht hatte. „Ich hätte ein gutes Geschäft machen können." Jagdgeschichten konnte er erzählen, als wäre er Förster aus dem bayerischen Hochlande. Wie sein Sohn einem Prärielöwen nachpirschte, dieser gegen ihn sprang, der Sohn sich duckte und das über ihn hinwegspringende Tier von unten erschoß. Auch wie er einen Präsidenten der Republik, der ihn besuchte, bewirtete; er pries den reinen Quell an seinem Hause, der gebe das beste Wasser und tauchte vor den Augen des Präsidenten eine leere Flasche hinein. Als er sie wieder herauszog, war sie mit einer goldbraunen Flüssigkeit gefüllt. Der Präsident, ein bekannter Temperenzmann, setzte an, und fuhr zurück. Richter Hilger hatte im Quell eine Flasche Scherry versteckt gehabt und bot dem Präsidenten Scherry statt des erwarteten Wassers an. Wirklich schade, daß der Typus der amerikanischen Kulturpioniere nun notwendigerweise aussterben muß. Nur noch an der äußersten Grenze des Bewohnbaren sind in den Vereinigten Staaten Grundstücke nach freier Wahl zu nehmen; um 1900 waren 5,7 Millionen Farmen entstanden, eine jede durchschnittlich 60 Hektar

Digitized by Google

groß. Auf jeden Bewohner von U.S.-Amerika entfiel damals eine Fläche von 5 Hektar Kulturlandes.

Diese Landnahme hatte im großen und ganzen nur die Schwierigkeiten zu überwinden, welche die Natur darbietet. Es galt, den Urwald zu roden — gewiß die allerschwierigste Aufgabe; es galt, große Ströme zu übersetzen, durch Wüsten zu wandern, schließlich Land zu bewässern. Keine Regierung leitete den Zug nach dem Westen; er wurde gepredigt von allen leitenden Männern des Volkes. Der Einzelne war dabei auf eigene Füße gestellt. Aber manche Arbeit wies ihn auf seine Nachbarn an. „To roll logs", Baumstämme rollen, hat heute noch eine sprichwörtliche Bedeutung für gegenseitige Hilfeleistung. Zähe Tatkraft entwickelte sich beim einzelnen, ebenso große Findigkeit und Geschicklichkeit in allen Sachen, ferner Bürgersinn, und vor allem ein unverwüstlicher Optimismus. Schlug ein Unternehmen fehl, so zog man weiter. Es war für den tüchtigen Mann noch Platz in Amerika. So entwickelten sich bei der Landnahme alle die Eigenschaften, die wir am U.S.-amerikanischen Volke schätzen; aber auch die minder sympathischen. Der Umstand, daß sie keine Hemmung durch den Menschen fanden, daß Frankreich und Spanien ihre weiten Gebiete willig verkauften, daß Mexiko seinen kalifornischen Norden nach leichtem Kampfe hergab, daß selbst Großbritannien zurückwich, und sich bis nördlich des 49. Parallels zurückzog — dies alles zeitigt im U.S.-Amerikaner ein Gefühl unbedingter Sieghaftigkeit und Unüberwindlichkeit dem Auslande gegenüber, das ihn politisch leicht zu anmaßendem Auftreten veranlaßt, namentlich, da er um den Besitz des weiten Landes keine größeren Kriege auszufechten hatte. Zwar ist die Landnahme nicht ganz kampflos gewesen; zäh

Digitized by Google

und tapfer verteidigten die Indianer ihren Boden; aber in Zahl und Bewaffnung waren sie den Weißen ganz unterlegen. Die ganzen Indianerkriege, die die Vereinigten Staaten zu führen hatten, sind lediglich ein Vorpostengeplänkel gewesen, bei denen Kompanieen, allenfalls Regimenter, nie aber ganze Armeen beteiligt waren. Ohne größeres Menschenaufgebot wurde auch der Krieg gegen Mexiko gewonnen, der den Vereinigten Staaten Kalifornien sicherte. Mehr aber als durch die Waffen wurden die Indianer gemindert durch ansteckende Krankheiten, die ihnen die Weißen brachten, und durch gewissenlose Händler, oft mit Hilfe des Alkohols, um ihren Besitz gebracht. Die Unterwerfung der Indianer ist kein rühmliches Blatt in der amerikanischen Geschichte; sie zeigt, daß ein Volk mit hochentwickeltem Bürgersinn zugleich andern Völkern gegenüber mit der vollen Brutalität eines Herrenvolkes auftreten kann, daß ein Volk, dessen Schriftsteller und Gelehrte den Frieden predigen, ein andres Volk kaltlächelnd zugrunde richten kann. Der Wille zur Macht wohnt in jedem U.S.-Amerikaner, sein Recht ist in erster Linie das des Stärkeren.

Die Landnahme ist wesentlich gefördert worden durch eine starke Einwanderung, welche sich durch das ganze 19. Jahrhundert, insbesondere seit den vierziger Jahren, in die Vereinigten Staaten ergoß. Nie hörte der Zufluß aus dem britischen Mutterlande auf, und er wurde namentlich stark, als Ende der vierziger Jahre Unterdrückung und Mißernten die Hälfte der irischen Bevölkerung zur Auswanderung zwangen. Dank ihrer englischen Sprache assimilierten sie sich leicht mit den Altamerikanern; aber ihre katholische Konfession hält sie unter sich zusammen, und ihre hochentwickelten politischen Fähigkeiten brachten sie vorwärts. Es

Digitized by Google

kamen Deutsche nach 1848 in hellen Haufen. Begeistert für das Land der Freiheit, wurden sie ausgezeichnete Bürger, deren Tugenden immer wieder von den leitenden Staatsmännern der Vereinigten Staaten gerühmt worden sind. Ihr Deutschtum haben sie dabei größtenteils aufgegeben. Zwei Jahrzehnte vor Schluß des 19. Jahrhunderts waren die U.S.-Amerikaner im wesentlichen ein Gemisch von britischem, irischem und deutschem Blute. Dies Gemisch erschien aus einem Gusse. Nur an der mexikanischen Grenze war der spanische Einschlag unverdaut. Hier versteht ein ansehnlicher Teil der Bevölkerung auch heute noch nicht englisch. Fast ganz war das Französische im ehemaligen Louisiana geschwunden. Nur ein großer fremder Stock blieb unvermischt: der der Negerbevölkerung in den Südstaaten. Hinderten die Vereinigten Staaten zwar von vornherein jede neue Einfuhr von Sklaven aus Afrika her, so mußte doch den Südstaaten zunächst die Fortexistenz der Sklaverei gesichert werden. Es gab daher von vornherein in der Republik Herren und Knechte. Daran ist durch den Bürgerkrieg nichts Wesentliches geändert worden. Er führte zwar zur Aufhebung der Sklaverei; aber er gab nicht bloß Menschen Freiheit, die nicht an Freiheit gewöhnt waren, sondern er gab auch einer minderwertigen Rasse Rechte, die für eine hochwertige gelten. Heute herrscht in den Vereinigten Staaten nur eine Stimme darüber, daß die Aufhebung der Sklaverei, so wie sie geschehen ist, übereilt war, und daß man den Südstaaten dadurch schweren Schaden zugefügt hat. Dem weißen U.S.-Amerikaner gilt heute der Schwarze als etwas Untergeordnetes: Er will in der Eisenbahn nicht im gleichen Wagen mit ihm sitzen. Besondere Abteile in den Straßenbahnwagen sind ihm zugewiesen. Als ich mich nichtsahnend in

Digitized by Google

Richmond in ein leeres Abteil eines Straßenbahnwagens setzte, kam der Schaffner und sagte: „Das ist für die Schwarzen", und ich mußte im Abteil für die Weißen stehen. Ein Gang durch einen Eisenbahnzug in Florida hat mich vergewissert, daß es in der Tat kaum möglich ist, mit Schwarzen zusammen zu reisen, so unsauber war und so widerlich roch es im Wagen der Schwarzen. Meine Reise durch die Südstaaten hatte mit fortwährenden, manchmal auf zwei Stunden sich belaufenden Verspätungen zu kämpfen. Nur fünfmal war der Zug pünktlich, achtmal nicht, und ich verlor einen ganzen halben Tag mit Warten. Der Neger kann sich selbst auf der Eisenbahn nicht gewöhnen, pünktlich zu arbeiten. Die ihm erteilten Rechte werden daher stark beschnitten. Die Ausübung des Wahlrechts wird an Bedingungen geknüpft, wie zum Beispiel die Kunst des Lesens und Schreibens, die bei den Schwarzen wenig verbreitet ist und wenig gefördert wird. Das Negerproblem ist nach wie vor eines der großen Probleme der Vereinigten Staaten und wird es bleiben; denn die Neger vermehren sich im gleichen Umfange wie die Weißen. Allerdings ist die prozentuelle Vermehrung der letzteren größer. Aber das ist nur der Einwanderung zu danken. Ziemlich genau hält sich die Negerbevölkerung seit Jahrzehnten um elf vom Hundert der Gesamtbevölkerung. Ihre Aufsaugung ist unmöglich, da ein Tropfen des Negerblutes sich äußerlich kenntlich macht und genügt, den Betreffenden in den Augen von acht Neunteln der Bevölkerung zu einem Paria zu stempeln.

Die Landnahme hat die Vereinigten Staaten im ersten Jahrhundert ihres Bestehens so ausschließlich beschäftigt, daß sie nur wenig durch ihre äußere Politik hervorgetreten sind. Allerdings wurden sie in die

Digitized by Google

großen Ereignisse verwickelt, welche Europa um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts erschütterten. Zwar versuchten sie lange Zeit, strenge Neutralität zu halten. Washingtons Rat wurde befolgt, trotz des bestehenden Bündnisses nicht auf die Seite von Frankreich zu treten, was die Republikaner wünschten. Vielmehr wurde mit England ein Friedens- und Freundschaftsbündnis geschlossen, was Frankreich als unfreundliche Haltung auslegte, und es ist deswegen auch zu Reibereien gekommen. Aber England mißbrauchte seine Herrschaft zur See gegenüber den Vereinigten Staaten so stark, daß diese schließlich zum Kriege gedrängt wurden. Er verlief nicht glücklich für sie: die Engländer zogen in Washington ein und brannten das Kapitol nieder. Dadurch fand der alte Haß gegen England, der die U.S.-Amerikaner zum Unabhängigkeitskriege geführt hatte, neue Nahrung, und er wurde später neu entfacht, als England im Bürgerkriege offenkundig für die Südstaaten Partei nahm. Die Abneigung gegen England kennzeichnet die erste Periode der amerikanischen Geschichte. Die im Unabhängigkeitskriege mit Frankreich geschlossene Freundschaft aber war im Zeitalter der französischen Revolution verloren gegangen. Bestehen blieb aus der Anfangszeit der Republik nur die Freundschaft mit Deutschland. Dieses hatte gleich Frankreich den jungen Staaten während des Unabhängigkeitskrieges zur Seite gestanden; weniger allerdings durch staatliche Macht, als durch einzelne hervorragende Kräfte. Deutsche hatten ferner als amerikanische Bürger erfolgreich für die Unabhängigkeit mitgekämpft. Frühzeitig wurde ein Freundschaftsvertrag mit Preußen abgeschlossen. Der Strom deutscher Einwanderer lenkte die Aufmerksamkeit auf die deutsche Wissenschaft; Amerikaner wurden regelmäßige Besucher deutscher

Digitized by Google

Universitäten, während sie die englischen mieden. Im Zeichen aufrichtiger Freundschaft mit Deutschland und deutschem Wesen verstrich die erste Periode amerikanischer Geschichte. Daß hierin bald nach Beginn der zweiten ein jäher Wechsel eingetreten ist, ist in erster Linie in der Umbildung der Vereinigten Staaten begründet, welche sich rasch vollzog, als die Zeit der Landnahme vorüber war.

2 Die neue Periode

Der Krieg der Vereinigten Staaten mit Spanien 1898 bezeichnet den Beginn einer neuen Periode amerikanischer Geschichte, der der internationalen Verwicklungen. Das Land war für den Ausdehnungstrieb der Bevölkerung zu klein geworden. Dieser suchte ein neues Feld der Betätigung, nicht an den Landgrenzen, sondern vor seinen Küsten. Kuba lockte von jeher den Amerikaner als erstrebenswertes Ziel. Spanien wurde unter nichtigem Vorwand überfallen, seine amerikanischen Besitzungen wurden von den Vereinigten Staaten entweder genommen, wie Portoriko, oder in Abhängigkeitsverhältnisse gebracht, wie Kuba. Und dasselbe Amerika, das in der Monroedoktrin jeder Festsetzung fremder Staaten in Amerika widersprach, setzte sich selbst außerhalb Amerikas fest, und steckte die Philippinen ein, angeblich um sie für Selbstverwaltung reif zu machen. Dasselbe rücksichtslose und skrupellose Vorgehen, wie es gegenüber den Indianern geübt worden war, kam einer europäischen Macht gegenüber zur Entfaltung, mit welcher die Vereinigten Staaten bisher gute Beziehungen unterhalten hatten.

Digitized by Google

Ein neuer Raufbold erschien unter den Völkern der Erde. Seither haben die Vereinigten Staaten eine ausgesprochen imperialistische Politik verfolgt.

Aber nicht nur nach außen hin, sondern auch nach innen nahmen sie ein andres Gesicht an. Je mehr das Land besetzt wurde von Siedlern, desto mehr entwickelten sich Industrieen. Viel rascher als die ackerbautreibende Bevölkerung nahm die industrielle zu; 1880 war sie nur halb so stark, 20 Jahre später bereits zwei Drittel so stark wie die ackerbautreibende, und nach Vollendung der Landnahme durch den Ackerbau eilen die Vereinigten Staaten mit Riesenschritten dem Industriestaate zu. Reiche Schätze des Bodens begünstigen den industriellen Aufschwung. Hatten das Gold von Kalifornien und das Silber von Nevada die Landnahme des Westens wesentlich beschleunigt, so rückten nunmehr die ungeheuren Kohlenschätze und die Petroleumfelder des Appalachischen Gebietes in den Vordergrund und mit ihnen die reichen Eisenerzgebiete am Oberen See. Die Groß-Eisen-Industrie entwickelte sich mächtig, und das Eisen trat vielfach an Stelle des Holzes. Die hölzernen Fachwerkbrücken, so bezeichnend für die ersten Eisenbahnen Amerikas, wichen den eisernen. Die Baumwolle des Südens ward mehr und mehr in den Großspinnereien des Nordwestens verarbeitet, welche teilweise die Wasserkräfte des Landes nützen. Hohe Schutzzölle förderten den Aufschwung aller Industrieen und machten die Vereinigten Staaten nicht bloß von den Erzeugnissen fremden Gewerbes unabhängig, sondern führten auch zu einem ansehnlichen Export von Industrieprodukten. U.S.-Amerika trat mit dem Mutterlande England vielfach in Wettbewerb. In den australischen und südafrikanischen Bergwerken sieht man mehr U.S.-amerikanische Maschinen als

Digitized by Google

englische. U.S.-amerikanischer und deutscher Gewerbefleiß stießen vielfach auf dem Weltmarkte zusammen.

Der starke Aufschwung der Industrieen brauchte Arbeitskräfte. Die Vereinigten Staaten, welche im vorigen Jahrhundert durch ihren Landreichtum Einwanderer an sich zogen, brauchten nun solche für Bergwerke und Fabriken. Eine Völkerwanderung setzte ein, wie sie die Weltgeschichte nie zuvor gesehen. Kurz vor Ausbruch des Krieges kamen im Jahre 1,2 Millionen Einwanderer; jeder größere Ozeandampfer war eine schwimmende Stadt mit ein paar tausend Einwohnern. Solche schwimmenden Städte folgten einander in Abständen von einer halben Woche von den Haupthäfen Europas; wochentäglich langten ihrer zwei in New York an, und das Meer zwischen Europa und New York war menschenreicher, als das östliche Sibirien.

1904 habe ich mich inmitten dieses Menschenstromes befunden. Ich fuhr mit einem langsamen Schiffe von Hamburg nach New York. Die „Belgravia" hatte mindestens 800 Auswanderer an Bord. Zwei Drittel davon waren russische Juden; solche waren so regelmäßig Passagiere, daß ihretwegen die Aufschriften im Zwischendeck auch in hebräischen Lettern gegeben waren. In der Küche war für sie eine eigene, durch Gitter abgeschlossene Abteilung; da stand ein großer Kessel mit der Aufschrift: „Für Israeliten". Ebenso lautete die Aufschrift des Schöpflöffels. Unter der Aufsicht eines Rabbiners wurde koscher gekocht. Doch fand die Kost der christlichen Küche auf die Dauer größeren Beifall. Neben den Juden, Polen, Slowaken auch einige Slowenen, nur ganz wenige deutsche Auswanderer auf dem deutschen Schiffe. Als ich dann von New York über Italien heimreiste, war das Zwischendeck der „Königin Luise" kaum weniger be-

Digitized by Google

setzt als das der „Belgravia" gewesen. Es war voller Italiener, welche den strengen Winter Amerikas meiden und den milden Italiens genießen wollten, also Saisonarbeiter. Aber manche kehrten auch dauernd zurück in die Heimat — die einen mit erworbenem kleinen Vermögen, die andern enttäuscht. Manche Gestalten hatten ein Aussehen, als kämen sie direkt aus den Abruzzen, wild und verwildert. Als wir aber in Neapel anlangten, da erschienen sie alle recht manierlich, in sauberen Röcken und mit anständigen Hüten, die Kinder in tadellosen weißen Kleidern: man wollte daheim erscheinen als gemachte Leute.

Die Art der amerikanischen Einwanderung hat sich in den letzten Jahrzehnten gänzlich umgestaltet. Die landarm gewordenen Vereinigten Staaten haben aufgehört, Deutsche anzuziehen; die deutsche Einwanderung, welche Anfang der achtziger Jahre 200 000 bis 300 000 Köpfe im Jahre betragen hatte, ist seither auf den zehnten Teil gesunken. Dadurch ist eine Minderung des deutschen Anteils an der Zusammensetzung der amerikanischen Bevölkerung bewirkt worden; er ging von 1900 bis 1910 um nicht weniger als 300 000 Seelen zurück. Auch die irische Einwanderung, welche in der Mitte des vorigen Jahrhunderts außerordentlich groß gewesen ist, ist nun im Rückgange; 1910 zählte man in den Vereinigten Staaten 500 000 gebürtige Iren weniger als 20 Jahre zuvor. Die Zahl der in Großbritannien Geborenen hat sich jedoch seit 1890 nur um ganz wenig gemindert. Gewachsen ist die Zahl der Kanadier. 1910 waren die in Großbritannien (ohne Irland) und in den britischen Kolonieen geborenen Bewohner der Vereinigten Staaten fast ebenso zahlreich (2,4 Millionen) geworden, wie die in Deutschland geborenen (2,5 Millionen), und bei Aus-

Digitized by Google

bruch des Krieges dürften beide einander das Gleichgewicht gehalten haben.

In steigendem Maße sind seit 1880 Slawen, seit 1890 Italiener und Magyaren, seit 1900 massenhaft russische Juden gekommen. Das sind alles wohl auch fleißige Leute; aber sie sind von geringerer Intelligenz als die früheren Einwanderer und gehen weniger leicht in der amerikanischen Bevölkerung auf. Der Italiener bleibt Italiener — sein Hoffen ist seine Heimkehr nach Italien. Schwer lernen Slawen und Magyaren englisch, und bleiben als Katholiken abgesondert. Leicht assimilieren sich zwar die zahlreich kommenden russischen Juden; aber aus konfessionellen Gründen mischen sie sich nicht mit dem Grundstock der U.S.-Amerikaner. Alle diese Einwanderer sind willkommen als Arbeitskräfte, aber nicht willkommen als Bürger. Man erschwert ihre Einwanderung so weit als möglich. Man verlangt von ihnen etwas Betriebskapital und einige Kenntnisse, die man früher bei jedem Einwanderer voraussetzen konnte. Man scheidet nunmehr die Einwanderung in eine willkommene aus den nördlichen und westlichen Staaten Europas, und eine andre aus den südlichen und östlichen Europas. 1910 hatte diese letztere, weniger willkommene Einwanderung 4,7 Millionen von der Gesamtbevölkerung U.S.-Amerikas geliefert, gegen 6,9 Millionen aus dem Norden und Westen Europas gekommenen. Amerika hatte damals schon binnen 30 Jahren einen Einschlag von 5,1 vom Hundert nicht germanisch-britischer Bevölkerung erhalten. Das ist annähernd so viel wie der Anteil der Polen an der Bevölkerung des Deutschen Reiches (5,5 vom Hundert), und bei Kriegsausbruch dürfte jener Einschlag mehr als 7 Millionen betragen haben.

Dieser starke Anteil entzieht sich den Augen des

Digitized by Google

flüchtig Reisenden. Man spürt ihn, wenn man in die Tiefe der Erde hinabsteigt: Unten im Zinkbergwerke von Franklin in New Jersey machte mich eine Ankündigung in tschechischer, polnischer, russischer und magyarischer Sprache auf den fremden Ursprung der Arbeiter aufmerksam. Es waren meist Magyaren, von denen nur wenige einige Brocken Englisch sprachen, und diese nur, weil sie Deutsch konnten. Die Bekanntmachung betraf Schutz bei Unglücksfällen. Es war die einzige Schutzmaßnahme, die ich antraf. Man begegnet ferner dem fremden Element in den Fabrikvierteln der U.S.-amerikanischen Großstädte, namentlich aber in jenen Teilen, die der Amerikaner „Slum" nennt. Unten am Hafen von Boston oder New Haven sieht man italienische, slawische und jiddische Firmentafeln sowie obrigkeitliche Bekanntmachungen in allen diesen Sprachen. Da lebt eine ganz andre Schicht Menschen als in den eleganten Stadtvierteln. Das ehemalige deutsche Viertel von New York gegen den East River hin ist heute ganz jiddisch geworden. Man sieht dort Straßenbilder wie in Warschau; Händler ziehen umher und bieten ihre Waren feil, auf kleinen Wagen oder in Kästen, die sie selbst tragen. Zeitungen mit hebräischer Schrift werden ausgerufen. Es herrscht ein ganz unamerikanisches, lautes Treiben, ein Handeln und Feilschen. Aus den Fenstern schauen müßige Frauen und Kinder heraus. An 700 000 Juden, meist osteuropäischer Abkunft, leben heute in New York. Es gibt mehrere jiddische Theater; das Deutsche Theater konnte sich 1909 nur noch mühsam halten. Arg bunt ist der Slum von Chicago, das unsauberste Quartier inmitten der unsauberen Großstadt. Alte, niedrige, mit Brettern bekleidete Häuser, ein Gemisch von allen möglichen Völkern Osteuropas, auffällig viele Griechen.

Digitized by Google

Diese neueste Schicht der amerikanischen Einwanderer bildet eine sich deutlich von den übrigen abhebende Unterschicht. Sie sind ein weißes, großstädtisches Proletariat in den Nordstaaten, im Gegensatz zu dem schwarzen Proletariat der Neger. 1910 gab es in den Vereinigten Staaten 14,5 Millionen schwarze und weiße Paria, fast 16 vom Hundert der Bevölkerung. Seither dürften es etwa 17 Millionen geworden sein.

Der außerordentliche Aufschwung der amerikanischen Industrie findet in den reichen Kohlenschätzen fast unerschöpfliche Betriebsmittel, in den Eisenvorräten und in der Wolle und Baumwolle des Landes enorme Rohmaterialen, verhältnismäßig billige Arbeitskräfte in den Einwanderern. Aber die Energie, die ihn bewirkt hat, ist die des amerikanischen Volkes. Alle die glänzenden Eigenschaften, die sich während der Landnahme entwickelt hatten, kamen dabei zur Geltung: Stärke, kräftiges Arbeiten, große Geschicklichkeit, reich entwickelte Erfindungsgabe. Aber auch die große Rücksichtslosigkeit kam zum Vorschein. Breit machte sich das Recht des Stärkeren. Was bei der Landnahme glücklich vermieden wurde: die Ansammlung zu großen Besitzes in einer Hand, trat nunmehr ein. Man legte Betriebe zusammen, um Kosten zu sparen; die Großen erdrückten in schonungslosem Wettbewerb die Kleinen. Zahlreiche tüchtige, aber wirtschaftlich schwächere Existenzen wurden zugrunde gerichtet. So ging es im Eisenbahnwesen, wo die Vereinigung von Einzelbetrieben am vorteilhaftesten ist. Aber die entstehenden Großeisenbahnsysteme gerieten schließlich in Abhängigkeit von wenigen Männern; sie dienen nunmehr in erster Linie dazu, deren großen Reichtum zu vermehren und nicht dem Gemeinwohl. Es sei an die Namen Gould, Harriman und Jim Hill erinnert. Gleiches

Digitized by Google

geschah in der Eisenindustrie durch Carnegie. Rockefeller bekam die ganze Petroleumindustrie in seine Hand und brachte zahlreiche schwächere Konkurrenten um. Geldleute wurden außergewöhnlich reich, wie Morgan. So entwickelte sich in U.S.-Amerika eine Herrschaft des Reichtums, wie sie die Welt noch nicht gesehen hat, und diese Plutokratie übt durch ihre gewaltigen Betriebe, sowie durch ihre enge Fühlung mit der Presse einen ungeheuren Einfluß auf die öffentliche Meinung aus.

In der Plutokratie sind nicht wenige Männer, die klein angefangen haben. Carnegie und Rockefeller sind oftgenannte Beispiele. Auch jüdische Bankiers von New York sind in ihr vertreten, deren Väter, wie man sagt, noch mit alten Kleidern gehandelt haben. Persönliche Tüchtigkeit, gepaart mit größter Rücksichtslosigkeit, spielen in ihr eine große Rolle. Geld ist ausschließlich Trumpf. So etwas führt naturgemäß zu einer Reaktion in den Kreisen, welche traditionell eine Rolle im Staate spielen. Der Plutokratie stellt sich eine Aristokratie gegenüber. Stolz fühlen sich die Abkömmlinge der ersten Einwanderer. Man braucht nicht lange mit ihnen zusammen zu sein, um zu hören, daß ihre Ahnen unter den ersten Ansiedlern gewesen sind. Es gibt eine Vereinigung von Töchtern der „Mayflower", von Frauen und Mädchen, deren Vorfahren im genannten Schiff nach Neu-England kamen; es gibt eine Vereinigung von Söhnen der Revolution, deren Vorväter im Revolutionskriege kämpften. Man findet das Diplom der Mitgliedschaft nicht selten bei Bekannten. Eng halten die alten New Yorker Familien holländischen Ursprungs zusammen, denen einst die ganze Insel Manhattan gehörte, und die durch Verkauf des Stadtgeländes schwer reich geworden sind.

Sie bilden eine sehr exklusive Grundaristokratie, die sich fern hält von den Plutokraten plebejischer Abkunft.

Die amerikanische Aristokratie ist ihrem Wesen nach streng national. Sie sucht wie jede Aristokratie nach Stammbäumen. Die alten Familien forschen nach ihren Vorfahren und werden dabei nach England geführt, wohin ja schon die Föderalisten in den ersten Jahren der Republik immer neigten. „Meine Vorfahren waren durch Jahrhunderte in Kent ansässig und sind dahin von Lübeck gekommen," erzählte mir ein Freund in Princeton. „Meine Vorfahren kamen mit Wilhelm dem Eroberer von der Normandie nach England," sagte mir ein Quäker in Philadelphia, in dessen Familie der Vorname Georg ebenso erblich ist, wie Heinrich bei den Fürsten von Reuß. Im Hause eines hervorragenden Gelehrten in New York trug alles Silberzeug und Porzellan Wappen. „Das Wappen meiner Frau — sie stammt aus altenglischer Familie," sagte mir der Herr des Hauses, ein ausgezeichneter Amerikaner, der im Bürgerkriege gefochten hatte. Naturgemäß neigt infolgedessen die amerikanische Aristokratie vielfach nach England und die Plutokratie tut es auch, obwohl sie im Grunde genommen international ist; denn London war bis vor Ausbruch des Krieges der Mittelpunkt des Geldmarktes. In London suchte die amerikanische Plutokratie ihre gesellschaftlichen Vorbilder; aus England holte sie sich Kammerdiener und Gemäldesammlungen; an englische Aristokraten vermählte sie ihre Töchter. Die Söhne aber suchten in der Stadt des Lebensgenusses, in Paris, Unterhaltung, und lernten französisches Leben lieben. Weder die amerikanische Aristokratie noch die amerikanische Plutokratie hat engere Beziehungen zu Deutschland.

Digitized by Google

Wenn ein rasch dahinströmender Fluß zur Ruhe gelangt, wenn seine Wasser sich in ein Seebecken ergießen, dann schichten sie sich in regelmäßiger Weise: die oberste Schicht wird warm unter der Sonne, die große Masse aber bleibt kühl, und kalt ist das Wasser am Boden. Nachdem der große Strom der Landnahme zur Ruhe gelangt war, entwickelte sich in den Vereinigten Staaten eine Schichtung der Bevölkerung: eine dünne Oberschicht von Aristokraten und namentlich Plutokraten begann sich in ähnlicher Weise von der Hauptmasse der Bevölkerung zu scheiden, wie diese von der allerdings sehr viel größeren Zahl der schwarzen und weißen Parias. Die große Masse des amerikanischen Volkes bildet heute eine Mittelschicht. Sie ist der Träger jener tüchtigen Eigenschaften, die sich während der Landnahme entwickelt haben. Das Buch von Skal schildert sie trefflich in ihrem Bürgersinn, ihrem Fleiß, ihrem Familienleben, ihrem großen Optimismus. Aber unverkennbar ist sie durch die Absonderung der Oberschicht ungünstig beeinflußt worden. Von der Plutokratie hängen heute Tausende und Abertausende unmittelbar oder mittelbar ab und befinden sich in einem ganz ausgesprochenen Abhängigkeitsverhältnis. An der Exkursion, die ich 1904 mit dem Geographenkongreß nach Mexiko machte, nahm auch ein Sekretär von Rockefeller teil; es war ganz spaßhaft zu sehen, wie er und seine Töchter von den U.S.-Amerikanern umschwärmt waren; man merkte, daß er eine sehr einflußreiche Persönlichkeit war.

Das Schlimmste ist, daß der große Reichtum der Oberschicht aus der Mittelschicht herausgezogen worden ist. Ihr sind daher die Existenzbedingungen viel schwerer geworden als früher. Kinderreichtum, früher ein Segen der Familie, wird nun zur Last; denn kein

Digitized by Google

Raum ist mehr im Westen, wo sich die Jungen niederlassen könnten. Eine ganz auffällige Beschränkung in der Kinderzahl macht sich geltend. Sehr viele Familien haben höchstens zwei Kinder, aber viele auch gar keins. Das Ehepaar wohnt in einem Fremdenheim, in einem Boarding House. Mann und Frau gehen ihrem Berufe nach; die Wirtin hält die Wohnung instand und sorgt für Essen. So hat man keinerlei häusliche Sorgen. Die Ankunft eines Kindes würde solche sofort heraufbeschwören. In jeder größeren Zeitung werden sichere Mittel gegen unerwünschte Kinder angekündigt oder auch abgebildet. Im Fremdenheim, in dem ich einige Wochen in New Haven lebte, waren mehrere solcher kinderloser Ehepaare. Ich fand aber auch in Chicago einen der ersten Gelehrten in einem Fremdenheim wohnend; der Sohn des Ehepaares war bereits herangewachsen, und führte sein eigenes Haus, die Eltern hatten ihre Zimmer im Hotel. Wer sein eigenes Heim haben möchte, findet mannigfache Schwierigkeiten. Die Dienstbotenfrage ist ein bekanntes Kapitel amerikanischer Unbequemlichkeiten. In den großen Städten sind die Wohnungen eng und teuer, in New York geradezu kläglich. Die möblierte Wohnung, die ich mir dort gemietet hatte: Speisezimmer, Wohnzimmer, Schreibzimmer, Schlafzimmer, Badezimmer und Küche, sechster Stock, hinten hinaus, kostete unmöbliert unwesentlich weniger als meine achtzimmerige Wohnung in Charlottenburg. Eine Ausmessung ergab, daß die gesamte Wohnung in meinem Berliner Speisezimmer hätte Platz finden können. Wie soll da eine Familie mit Kindern leben! Noch dazu in einem Hause, wo man genau hörte, was in der Nachbarwohnung daneben, oben oder unten stattfand. Man muß hinausziehen bis an die Grenzen der Großstadt, um gesund und

Digitized by Google

nicht zu gedrängt wohnen zu können. Da gibt es noch nette, nicht zu teure Häuschen für Einzelfamilien. Aber der Mann muß dann täglich manchmal mehr als eine Stunde fahren, um an seine Arbeitsstätte zu gelangen, und mehr als eine Stunde wieder zurück, während die Frau mit all den Schwierigkeiten des Lebens zu kämpfen hat, die am Saume einer Großstadt nicht fehlen. Die Kinder allerdings genießen frische Luft und Freiheit.

Sehr macht sich die Kinderlosigkeit in der breiten Mittelschicht des amerikanischen Volkes fühlbar. In dem Wohnviertel von New Haven sah ich nicht wenige leerstehende Häuser. Die Familien waren ausgestorben — entweder, weil die Söhne nach dem Westen gegangen und die Töchter als alte Jungfern daheim verstarben, oder öfter, weil das verstorbene Ehepaar kinderlos geblieben war. Kinderreich dagegen unten in der Stadt ist der Slum. Von dort wird die Bevölkerung allmählich aufsteigen in die besseren Quartiere. Aber es wird dieser Nachwuchs nicht mehr aus altamerikanischem Blute britisch-germanischen Ursprungs sein, sondern ein seltsames Gemisch süd- und osteuropäischer Abkunft.

In der breiten Mittelschicht steckt das Deutsch-Amerikanertum. Sein Stock, Deutsche aus dem Reiche, aus Österreich und der Schweiz gebürtig, oder Kinder deutscher Eltern, belief sich 1910 noch auf mehr als 9,2 Millionen und bildete ziemlich genau 12 vom Hundert der gesamten Mittelschicht. In diesem deutschen Stocke wurzeln die meisten Sympathieen Amerikas für Deutschland. Aber wenn er auch noch seit 1900 um 700 000 zugenommen hat, so ist sein Anteil an der gesamten Mittelschicht um 1 vom Hundert gesunken, und er muß notwendigerweise weiter sinken, wenn die Einwanderung von Deutschland so gering bleibt,

Digitized by Google

wie sie in den letzten Jahrzehnten geworden ist. In einigen Jahrzehnten wird er verschwunden sein. Groß wird noch lange bleiben der Stock der Neu-Amerikaner süd- und osteuropäischer Herkunft, und er wird dem U.S.-amerikanischen Volke manche Züge aufdrücken, die ihm heute fremd sind. Ob er aber weiter so wachsen wird, wie in den letzten Jahrzehnten, erscheint mir nicht sicher. Denn wenn der mörderische Krieg vorüber sein wird, dann werden sich in Europa erst zahlreiche Lücken schließen müssen, bevor wieder eine starke Auswanderung einsetzt — es müßte denn sein, daß durch den Krieg Europa so erschöpft ist, daß seine dezimierte Bevölkerung sofort in hellen Haufen dem Drucke der heimischen Verhältnisse entweicht.

So spielt der Weltkrieg für die Geschicke von U.S.-Amerika keine geringere Rolle, wie für die Europas. Mit seinem Beginn hat die europäische Einwanderung in den Vereinigten Staaten so gut wie gänzlich aufgehört. Anfänglich sind noch manche Engländer gekommen, die nicht freiwillig in die Armee eintreten wollten. Aber bald sind auch sie ausgeblieben, und der Zuschuß von über einer Million arbeitsfreudiger Männer, den U.S.-Amerika von Europa zu beziehen pflegte, hat ausgesetzt. Stellt er sich nicht wieder ein, so wird sich der Amerikaner bequemen müssen, selbst die große schwere Arbeit zu tun, die bisher die Einwanderer geleistet haben, und es wird sich der Zustand einstellen, für welche die nativistischen Parteien seit Jahren eingetreten sind, indem sie die Einwanderung zu erschweren trachteten. Es wird gelten: U.S.-Amerika den U.S.-Amerikanern. Ein allgemeines Anwachsen der Löhne wird sich einstellen, und die Konkurrenzfähigkeit der Vereinigten Staaten im Welthandel wird sich mindern.

Digitized by Google

Die Wende in der neueren Geschichte der Vereinigten Staaten macht sich sehr ausgesprochen in der Pflege der Wissenschaft geltend. Die Zeit der Landnahme war für letztere nicht günstig: Als alles nach dem Westen drängte, als jeder sein Glück auf den verschiedensten Wegen versuchte, war keine Zeit für Vertiefung des Lebensgenusses durch Kunst, keine Ruhe für den Betrieb der Wissenschaft. Zwar hat es immer Dichter, Schriftsteller und Gelehrte gegeben; denn in der Summe von Talenten, die ein Volk hervorbringt, sind immer einige, die zur Betätigung auf geistigem Gebiete drängen und sich trotz Ungunst der Zeit durchringen. Aber ihre Gemeinde war klein. Die Wissenschaft stand fast ganz im Zeichen der Praxis. Die Vereinigten Staaten ließen ihre Küsten aufnehmen, um sichere Schiffahrt treiben zu können. Die einzelnen Staaten errichteten geologische Landesanstalten, um die in der Tiefe schlummernden Schätze kennen zu lernen. Aber streng gelehrte Arbeit und reine Forschertätigkeit wurde nur wenig geleistet.

Das wurde mit einem Male anders, als der Strom nach dem Westen nachließ, als durch den Betrieb der Industrieen große Reichtümer angesammelt wurden: da blühte die Wissenschaft in den Vereinigten Staaten mächtig empor. Sie selbst nahmen die Erforschung ihres eigenen Gebietes in Angriff. In den großen Städten wurden große Museen begründet; Universitäten wurden errichtet, und große Spenden ermöglichten die Begründung von eigenen der Forschung geweihten Instituten und zahlreicher Bibliotheken.

Digitized by Google

Die Küstenaufnahme und Landesvermessung ist das älteste Institut der Vereinigten Staaten. Sie hat kürzlich ihr hundertjähriges Bestehen gefeiert. Ursprünglich lediglich als Küstenaufnahme begründet, hat sie ihre Ziele im Laufe der Zeiten weiter und weiter gesteckt. In ihrer Hand liegen nunmehr die Aufgaben der Erdmessung und unter der Leitung des Deutschamerikaners Tittmann ist sie an die schwierigen Untersuchungen über die Massenverteilung innerhalb der Erdkruste erfolgreich herangetreten. Als die Landnahme ihrem Ende entgegenging, drängte sich die Überzeugung auf, daß der vielfach unbewohnbare Westen durch wissenschaftliche Expeditionen erschlossen werden müßte. Es wurde das Land westlich vom 100. Meridian und längs des 40. Parallels, es wurden die Territorien erforscht. Daraus erwuchs schließlich die Geologische Anstalt der Vereinigten Staaten. Um ihr Zustandekommen hat sich der Major Powell die größten Verdienste erworben, nachdem er im Bürgerkriege sich einen Namen gemacht und einen Arm verloren hatte. Dieser fehlende Arm verlieh, wie er oft erzählt hat, seinen weitgehenden Plänen den größten Nachdruck; denn welches Mitglied des Kongresses konnte dem beredten Kriegsinvaliden und Erforscher des Koloradostromes eine Bitte abschlagen! Die Geologische Anstalt hat die eine geologische Karte der Vereinigten Staaten herzustellen. Dafür muß sie die Kartengrundlage erst schaffen. Ihr fällt also eine Aufgabe zu, die in Europa meist in den Händen des Militärs liegt, nämlich die Aufnahme der topographischen Karte des weiten Gebietes. Weiter erwuchs in Washington im Ackerbauministerium ein großes Wetteramt, das den Wetterdienst über die ganzen Vereinigten Staaten ausgedehnt hat und wegen der Größe

Digitized by Google

seines Netzes sicherere Voraussagen zu stellen vermag, als die europäischen Anstalten in ihrem engen Bereiche. Das Ackerbauministerium hat ferner eine biologische Aufnahme der Vereinigten Staaten ins Leben gerufen, eine Einrichtung, die ihresgleichen sucht.

Neben den großen Staatsanstalten zur Erforschung der gesamten Vereinigten Staaten in Washington gibt es in den einzelnen Staaten noch zahlreiche entsprechende Einzelanstalten. Viele Staaten setzen die geologische Erforschung ihres Gebietes auf eigene Rechnung fort. Aber vor allem hat sich in den Einzelstaaten das Interesse der Schaffung großer naturwissenschaftlicher Museen zugewandt, die in den Hauptstädten und größten Städten erwachsen sind. Voran stehen die beiden großen Museen in Washington und New York, die älteren Ursprungs sind, aber erst um die Jahrhundertwende ihre heutige Ausdehnung und Bedeutung erlangt haben. Beide haben Prachtbauten. Nur wenig steht ihnen inhaltlich das jüngere Field-Museum in Chicago nach. Auch Pittsburg hat ein schönes Museum. Diese amerikanischen Museen haben einen wesentlich andern Charakter als unsre naturhistorischen Museen; letztere mögen ihnen an Reichtum überlegen sein, an der Summe und Mannigfaltigkeit der vorhandenen Gegenstände — in Amerika wird ein Hauptgewicht auf die anziehende und geschmackvolle Schaustellung gelegt. Man stellt die ausgestopften Tiere nicht bloß systematisch in Reih und Glied, sondern sucht sie zu Gruppen zu vereinigen, die ein Stück Leben zeigen. Ganz prächtige Gruppen solcher Art sieht man in New York und Chicago. Mit der Schaustellung läuft natürlich die Aufspeicherung von Material Hand in Hand, die unsern Museen, besonders denen in Berlin, ihren Charakter aufdrückt. Aber diese Aufspeicherung

Digitized by Google

geschieht nicht immer vor den Augen des Publikums, sondern in New York, teilweise wenigstens, in Speicherräumen. In edlem Wetteifer bestreben sich die großen Museen, Neues zu erwerben, sie entsenden Sammler in die verschiedensten Teile der Erde, sie ziehen Künstler heran, die gesammelten Gegenstände richtig und geschmackvoll zur Schau zu stellen, und der Bürgersinn in den einzelnen Städten schafft immer neue, überaus reichliche Mittel für die Ausgestaltung der Museen, welche in den großen amerikanischen Städten nicht geringere Sehenswürdigkeiten sind, als die großen Kunstsammlungen in Europa.

Ganz ähnlich kräftig wie die Entwicklung der Museen ist die der Bibliotheken gewesen. In allen größeren Städten sind wahre Prachtbauten für sie errichtet. Mit dem guten Beispiel ging Boston voraus. Aber auch viele kleinere Städte erhielten ihre Büchereien, vielfach Stiftungen, häufig Geschenke von Carnegie. Alle kommen in erster Linie den Bedürfnissen des Volkes entgegen und wollen diesem den gewünschten Lesestoff leicht zugänglich machen. Es stehen daher die Kataloge öffentlich aus; der Leser entnimmt daraus den Standort des Buches und verlangt dies dann unter dessen Angabe, so daß er es häufig binnen kurzer Zeit erhalten kann. Auch rein wissenschaftliche Bibliotheken sind namentlich im Anschluß an einzelne Universitäten entstanden, sowie selbstverständlich bei den großen Anstalten zur Erforschung des Landes. Die größte ist die des Kongresses zu Washington.

Wie in den großen Museen und Bibliotheken, spiegelt sich auch in den großen Forschungsinstituten das hohe wissenschaftliche Interesse einzelner Bürger, welche ganze Vermögen stifteten zur Pflege der Wissenschaften. Carnegie hat hierin Glänzendes geleistet, als er 1902

Digitized by Google

in Washington das nach ihm benannte Institut begründete. Es setzt mit seinen Arbeiten dort ein, wo die des Staates aufhören. Eines seiner Institute erforscht den Erdmagnetismus unter der Leitung des Deutschamerikaners Bauer. Seine Schiffe durchfahren die ganze Welt; Expeditionen sind entsendet nach fernen Ländern, um erdmagnetische Forschungen anzustellen. Eine andre Abteilung erforscht Probleme der Geophysik, eine dritte widmet sich biologischen Forschungen. Gedacht muß auch werden des Lick-Observatoriums auf dem Mount Hamilton östlich von San Franzisko, einer auf hohem Bergesgipfel gelegenen Sternwarte, unter deren Fernrohr sich der Stifter, ein Deutscher, begraben ließ. Jedes neue Jahr hat im Laufe unsres Jahrhunderts ähnliche neue Schöpfungen gezeitigt, welche erkennen lassen, daß nicht alle Reichen der Vereinigten Staaten vom plutokratischen Zuge einer ständigen Vermehrung ihres Reichtums ergriffen sind, sondern sich auch der Pflichten des Reichtums bewußt sind, und in edler Großzügigkeit der Wissenschaft das zur Verfügung stellen, was sie erworben haben. Vorangegangen sind ihnen schon manche in der Zeit der Landnahme, auch Ausländer. Das berühmte Smithsonian-Institut, welches den Austausch wissenschaftlicher Arbeiten vermittelt und das große Nationalmuseum in Washington begründet hat, ist die Stiftung eines Engländers.

Am großartigsten macht sich zweifellos der Umschwung des amerikanischen Lebens in seinen höheren Unterrichtsanstalten geltend. Während der Zeit der Landnahme hatte Amerika keine Universitäten. Dem Bedürfnisse seiner hastig vorwärtsdrängenden Bevölkerung genügten die Colleges, nämlich Anstalten, welche eine gesunde Allgemeinbildung vermitteln und

Digitized by Google

nicht für eine spezielle wissenschaftliche Bildung bestimmt sind. Erst 1876 wurde die erste wirkliche Universität begründet: Johns Hopkins-Universität in Baltimore. Bald danach wandelten sich die altberühmten Colleges von Harvard und Yale zu Universitäten, und es wurden neue Universitäten begründet, teils durch Private, teils durch die einzelnen Staaten, besonders in der Mitte und im Westen der Union. Nicht wenige von ihnen sind reich ausgestattet mit Instituten und Observatorien, selbst mit großen Museen. Rasch angeschwollen ist die Zahl der Studierenden. Binnen zwei Jahrzehnten sind die Universitäten zu einem Machtfaktor im Staate geworden. Wir werden uns noch später mit ihnen beschäftigen.

Staatsanstalten, Museen und Bibliotheken, Forschungsinstitute und Universitäten beschäftigen heute einen großen Stab von Gelehrten. Es gibt nunmehr in den Vereinigten Staaten einen Gelehrtenstand, wie er früher nicht vorhanden war, und es schält sich aus der großen Masse der Bevölkerung ein Kreis von Intellektuellen heraus, welche an den großen Aufgaben der Wissenschaft arbeiten, aber zugleich auch immer die Probleme im Auge haben, welche in den Vereinigten Staaten in politischer Hinsicht zu lösen sind. Sie bilden ein ausgezeichnetes Gegengewicht zu den Politikern, welche im Kongreß und Senat, sowie in den Parlamenten der einzelnen Staaten tätig sind. Sie beeinflussen die öffentliche Meinung nicht in Wählerversammlungen, sondern durch ihre ganze Tätigkeit, insbesondere auch durch die Erziehung der heranwachsenden Jugend.

Die Intellektuellen entstammen dem gesamten amerikanischen Volke. Es gibt unter ihnen nicht wenige, die sich von kleinen Anfängen heraufgearbeitet haben

Digitized by Google

und führende Persönlichkeiten geworden sind. So Grove Karl Gilbert, den ich zu den ersten Geologen unsrer Zeit zähle. Er begann als Musealdiener beim Museum des Staates New York in Albany, und verriet dabei solches Geschick, daß man ihm die Aufstellung eines Mastodonskelettes anvertraute. Dadurch wurde er mit dem Knochenbau dieses vorweltlichen Tieres vertraut und zugleich auf geologische Fragen geführt. Ein glücklicher Zufall wollte es, daß er als Mitglied einer der Erforschungsexpeditionen nach dem Westen gewonnen wurde. Hier machte er seine großen Entdeckungen: er erkannte den großen Unterschied im geologischen Aufbau der westlichen und östlichen Vereinigten Staaten und lehrte Kraftäußerungen des Vulkanismus kennen, an denen so lange gezweifelt worden war. Wo er auch einsetzte, geschah es mit größtem Erfolge. Er hat ein unvergleichliches Auge für Naturbeobachtung und ist zugleich ein selten scharfer Denker, welcher die Grenzen, die ihm durch seinen außergewöhnlichen Bildungsweg gezogen sind, nie überschreitet. Aufgewachsen in den Vereinigten Staaten, beherrscht er nur amerikanische Sprachen, weder Deutsch, noch Französisch, noch gar Lateinisch, und als ihm die Universität Dublin sein Ehrendoktordiplom in lateinischer Sprache übermittelte, dankte er in der Tschinukverkehrssprache, die sich an der Westküste Amerikas zwischen Weißen und Indianern entwickelt hat. „Wenn man mich etwas wissen läßt in einer Sprache, die ich nicht verstehe, muß ich natürlich in einer Sprache antworten, die die andern nicht verstehen," meinte er lächelnd, als er mir die Sache erzählte. Gilbert beschränkt sich in allen seinen Arbeiten auf Amerika. Aber ein jeder, der Geologie treibt, muß sie kennen. Auch Schuchert, den ich in Yale näher kennen und

Digitized by Google

schätzen lernte, gehört zu den Selfmademen unter den amerikanischen Gelehrten. Auch er hat mir erzählt, wie er emporgekommen. Seine Eltern waren deutsche Einwanderer. Der Vater war ein kleiner Tischler in Cincinnati; die Mutter fuhr mit einem Wägelchen die Erzeugnisse seines Fleißes durch die Straßen und verkaufte an die kleinen Leute Tische und Stühle. Dann ging das Geschäft vorwärts: der Vater wurde Fabrikant, brach aber infolge des Bürgerkrieges zusammen, und der Sohn war wieder Tischlergeselle. In seinen Mußestunden sammelte er auf den Höhen bei Cincinnati Versteinerungen. Er lernte sie bestimmen, zeichnete sie ab und erwarb sich schließlich Mittel dadurch, daß er für einen Geologen die dort gefundenen Schnecken und Muscheln lithographierte. Auf diesem Umwege kam er zur Paläontologie, und ward schließlich Professor dieses Faches an einer der ersten amerikanischen Universitäten. Er hat das, was Gilbert fehlt: er beherrscht die Sprache seiner Eltern; die deutsche Literatur ist ihm erschlossen, und er schöpft aus ihr wie aus der englischen und amerikanischen. Weniger eine packende Persönlichkeit wie Gilbert, ist er ein stiller Arbeiter, fleißig, kritisch, bis zum Übermaß bescheiden; aber jede neue Arbeit von ihm bezeichnet einen Fortschritt.

Selbstverständlich finden sich unter den amerikanischen Intellektuellen auch zahlreiche Abkömmlinge der alten Familien. Liegen doch die Wurzeln der amerikanischen Gelehrsamkeit in den Neu-Englandstaaten und Pennsylvanien. Der bekannte Geograph W. M. Davis ist ein Nachkomme von Benjamin Franklin. Der ausgezeichnete Gletscherforscher Harry Fielding Reid in Baltimore entstammt der Familie George Washington. Aber bei beiden findet man auch nicht die leiseste Spur eines selbstbewußten

Digitized by Google

Aristokratentums. Sie sind in erster Linie Gelehrte. Auch plutokratische Neigungen trifft man bei den amerikanischen Intellektuellen nicht, obwohl einige von ihnen zu den reichen Leuten der Staaten gehören. Henry Fairfield Osborn, der Präsident des Amerikanischen Naturhistorischen Museums in New York, benutzt sein eigenes Vermögen, um im Westen der Vereinigten Staaten fossile Wirbeltiere auszugraben, die, prachtvoll präpariert, im New Yorker Museum die Bewunderung aller Fachleute erregen. Selbstverständlich beschreibt er sie selbst. Sein Ansehen in der wissenschaftlichen Welt dankt er seiner wissenschaftlichen Tätigkeit; sein Reichtum gibt ihm nur die Mittel, dieselbe in einer ganz besonderen Weise auszuüben. Auch konfessionelle und nationale Gegensätze treten unter den amerikanischen Intellektuellen zurück. Man findet unter ihnen nicht wenige Deutschamerikaner. Auch deutsche Juden haben sich unter ihnen — falls sie tüchtig sind, wie der Berliner Franz Boas — eine geachtete Stellung erworben.

Eine ganz gleichmäßige Masse bilden die amerikanischen Intellektuellen ebensowenig wie die deutschen. In Washington ist eine andre Luft als in Pennsylvanien, in New York eine andre als in Neu-England. In Washington herrscht ein allgemein amerikanischer Grundton unter den Gelehrten. Man beschäftigt sich mit den ganzen Vereinigten Staaten, vielfach auch panamerikanisch mit dem ganzen Doppelerdteil. Am Sitze der Regierung ist man soweit gouvernemental, wie es in Amerika möglich ist. Man fühlt sich dort als Mittelpunkt der gesamten amerikanischen Gelehrsamkeit. Zwei Akademieen der Wissenschaften befinden sich in der Bundesstadt. In Pennsylvanien hat Benjamin Franklin den Sinn für die Wissenschaft mächtig

Digitized by Google

gefördert. Es gibt dort alte, wissenschaftliche Institutionen, eine 1812 begründete naturwissenschaftliche Gesellschaft. Aber das moderne Leben pulsiert in Philadelphia weniger stark als sonst in den großen Städten des Ostens. Der New Yorker findet Philadelphia außerordentlich langsam und langweilig. Kehrt er von dort nach einer kurzen Reise zurück, so erzählt er, er habe das Gefühl, vierzehn Tage weg gewesen zu sein, so langsam sei ihm die Zeit verstrichen. Philadelphia hat heute nicht mehr dieselbe Stelle im geistigen und im wissenschaftlichen Leben der Vereinigten Staaten wie zur Zeit von deren Begründung. In New York sind die Intellektuellen mehr international. Ihre Fühlung mit der Plutokratie ist recht groß. In den Neu-Englandstaaten sind die Universitäten Harvard und Yale alte Pflanzstätten der Wissenschaft, noch ist ein leiser Hauch vom alten puritanischen Geist vorhanden. Hier ist die Fühlung mit den alten bodenständigen Familien am größten. In der Mitte und im Westen der Vereinigten Staaten kommen die Intellektuellen nur wenig zur Geltung, obwohl das Wirtschaftsleben der Gegenwart für die Entwicklung neuer Universitäten sehr günstig gewesen ist. Ist doch die Universität Chicago eine Gründung Rockefellers. Und obwohl hier einzelne Staaten tüchtige Universitäten begründet haben, wie Kalifornien, in dessen Mittelmeerklima zu Berkeley, der Vorstadt von San Franzisko, besonders die Pflege der Antike gedeiht.

Die Intellektuellen von Washington sind bereits so stark, daß sie im Kampfe gegen die Gebräuche, oder besser Mißbräuche, des amerikanischen politischen Lebens siegreich hervorgegangen sind. Es ist herkömmlich, daß mit dem Präsidenten nicht bloß die Männer der leitenden Stellen, sondern vielfach auch die ganze

Digitized by Google

Beamtenschaft wechseln. Republikaner lösten Demokraten in allen Ämtern ab, und umgekehrt, wenn der neue Präsident nicht der Partei seines Vorgängers angehörte. Wissenschaftliche Anstalten können einen solchen Wechsel nicht ertragen; sie brauchen an ihrer Spitze Fachleute und nicht Parteigänger. Es ist eine vielbemerkte Tatsache, daß der demokratische Präsident Wilson die Männer, die unter seinem republikanischen Vorgänger die Leitung der Küstenvermessung und der Geologischen Anstalt erhalten hatten, auf ihrem Posten beließ. Nur der unfähige Direktor des Wetteramtes wurde ersetzt. Es herrscht auch bei den Intellektuellen von Washington die Überzeugung, daß unter den politischen Staatsbeamten die besten am Platze zu bleiben hätten und eine größere Stabilität in der Beamtenschaft zu erzielen sei. Die Anfänge eines ordentlichen Staatsbeamtentums sind in den Vereinigten Staaten gemacht.

Ein ausgesprochen republikanischer Zug geht durch die Intellektuellen von Neu-England, und ich habe dort so manchen Kollegen gefunden, der mit größter Unbefangenheit und nicht ohne Sorge die Ereignisse verfolgte, die sich in der amerikanischen Bevölkerung infolge der geänderten Verhältnisse vollzogen. Man verdammt dort laut das Kein-Kinder-System, das in Neu-England selbst so viele Anhänger hat; man beklagt das Nachlassen der deutschen Einwanderung und den süd- und osteuropäischen Charakter der neuen Einwanderung. Mit Sorge betrachtet man das Anwachsen des Judentums. „Der neuere jüdische Geschäftsmann hat in New York alle unsre alten Anschauungen über soliden Handel umgebracht," hörte ich mehr als einmal klagen. Kein Wort fällt dabei gegen den Juden als Anhänger einer Konfession; aber ausgesprochen jüdisches

Digitized by Google

Wesen ist sehr vielen gegen den Strich, und sie schalten jüdische Männer aus ihrem persönlichen Umgange aus. Als Münsterberg auf Wunsch der preußischen Regierung von Harvard als Austauschprofessor nach Berlin gesandt wurde, da habe ich aus Harvard sehr eindringliche Briefe erhalten, welche sich entschieden dagegen aussprachen, während kurz zuvor Kolumbia ganz unbedenklich den Juden Adler als Austauschprofessor nach Berlin geschickt hatte, wo er ebenso herzlich wie irgend ein andrer Amerikaner willkommen geheißen wurde. Die Intellektuellen von New York sind eben reine Kosmopoliten; in Neu-England sind sie Yankees der besten Art.

Jeder, der die Wissenschaft betreibt, stößt auf deutsche Arbeit und ist genötigt, sich mit deren Werken zu beschäftigen. Die Intellektuellen Amerikas unterhalten naturgemäß Fühlung mit deutscher Wissenschaft. Viele haben ihre Studien in Deutschland gemacht. Fast bei allen trifft man wahre Hochschätzung deutscher Wissenschaft, und zwar auch bei denjenigen, denen es — wie Gilbert — versagt ist, unmittelbar aus ihr zu schöpfen. Ja, bei vielen trifft man aufrichtige Freundschaft für das deutsche Volk, die der eine erworben hat während seiner Studienjahre in Heidelberg oder Würzburg — ein New Yorker Kollege echt amerikanischen Ursprungs spricht das Deutsche mit unverkennbar fränkischem Akzent —, die aber andern auch gekommen ist, obwohl sie die Neue Welt kaum auf längere Zeit verlassen haben. Bei den Intellektuellen Nordamerikas liegen zahlreiche Anknüpfungspunkte für uns Deutsche, und es war ein ausgezeichneter Gedanke, durch den Professorenaustausch die Möglichkeit solcher Anknüpfung zu verstärken und inniger zu gestalten. Er brachte den amerikanischen Intellektuellen unter die deut-

Digitized by Google

schen, und umgekehrt deutsche Professoren zu den Amerikanern.

Das Knüpfen von Fäden ist leicht auf dem Gebiete der Naturwissenschaften und dem der Medizin, auf dem Gebiete der alten Geschichte und der Philologie. Schwerer schon auf dem Gebiete der neueren Geschichte, die für den Amerikaner einen ganz andern Inhalt hat als für den Deutschen, am schwersten aber gewiß auf dem Gebiete der Jurisprudenz. Wie radikal die jungen Vereinigten Staaten auch mit England brachen, die englischen Rechtsinstitutionen ließen sie bei sich bestehen, und der amerikanische Jurist knüpft daher am erfolgreichsten an England an. Juristen aber sind es, welche im Kongresse das große Wort führen. Ihnen fehlt in Amerika vielfach die auf guter Sachkenntnis beruhende Zuneigung für Deutschland. Die amerikanische Politik liegt seit Jahrzehnten nicht mehr in deutschfreundlichen Händen, und amerikanische Professoren der Jurisprudenz, wie zum Beispiel Munroe Smith, sind es, die während des Krieges unter den Intellektuellen das Wort gegen die deutsche Politik führen.

4 Hochschulerziehung

Wenn wir von Hochschulen in Amerika hören, dürfen wir nicht an unsere deutschen Hochschulen denken. Was der Amerikaner High School nennt, ist eine Bürgerschule und keine Hochschule in unserem Sinne des Wortes. Aber auch das, was er Universität nennt, entspricht nur zum kleinsten Teile den unsern. Streng genommen gibt es in den Vereinigten Staaten bloß

Digitized by Google

eine größere Universität im deutschen Sinne des Wortes: nur Johns Hopkins Universität ist eine wirkliche Hochschule der Wissenschaft. Die zahlreichen andern amerikanischen Universitäten fußen im amerikanischen College, einer vierklassigen Anstalt, deren Studierende dem Lebensalter und Bildungsgrade nach unsern Ober- und Unterprimanern, sowie den beiden ersten Jahrgängen der Universitätshörer entsprechen. Mehrere Colleges wurden durch Hinzufügung eines Oberbaues für vorgeschrittene Studierende in Universitäten verwandelt, und die so entstandenen Universitäten mit breitem Collegeunterbau sind maßgebend geworden bei Neugründung von Universitäten. So ist ein besonderer amerikanischer Typus von Universitäten entstanden.

Freilich, nicht alles, was sich drüben Universität nennt, entspricht diesem Typus. In vielen Colleges ist nur ein sehr schmächtiger Oberbau für vorgeschrittene Studenten errichtet; sie nennen sich gleichwohl Universitäten, und gleiches tut so manche Anstalt, die auf dem Boden des alten College stehen geblieben ist. Niemand hindert endlich eine höhere Lehranstalt, sich entweder College oder Universität zu nennen. So kommt es denn, daß man im Lande der Freiheit Universitäten von sehr verschiedenem Range hat, und daß bei einer Zählung der Universitäten eine scharfe Trennung von den Colleges undurchführbar ist. Insgesamt wurden 1912: 596 Universitäten und Colleges zusammengenommen gezählt. Darunter sind aber etwa nur 18 Universitäten, die den deutschen durch wirkliche Ausgestaltung des Unterrichtes für vorgeschrittene Studierende an die Seite gestellt werden können. Das ist für ein Land von nunmehr 100 Millionen Einwohnern nicht gerade viel. An jene 18 Universitäten denken

Digitized by Google

wir gewöhnlich, wenn wir von amerikanischen Universitäten reden. Daß es neben der großen Harvard-Universität im kleinen Cambridge eine kleine Universität im dichtbenachbarten großen Boston gibt, wissen die wenigsten; selbst der reisende Professor erfährt es nur zufällig, nämlich wenn er gebeten wird, auch einmal vor der Bostoner Universität, nicht bloß in Cambridge, zu sprechen.

Bei Würdigung der Volluniversitäten darf man nicht vergessen, daß sie mit ganz wenigen Ausnahmen ihre Pforten den Studierenden früher öffnen, als bei uns geschieht. Die Studierenden der beiden ersten Jahre, die Freshmen und Sophomoren entsprechen unsern Primanern. Erst die Junior- und Seniorklasse der beiden andern Universitätsjahre können den ersten vier Semestern unsrer Universitäten gleichgestellt werden. Wer, wie es die Mehrzahl der Amerikaner tut, seine Universität nach vier Studienjahren verläßt, hat nach unsern Begriffen erst zwei Universitätsjahre hinter sich. Er hat die allgemeine Bildung gewonnen, die er erstrebt hat, und steht nunmehr erst nach Abschluß seiner allgemeinen Studien beim Beginn des eigentlichen Fachstudiums, für das die großen Universitäten zum Teil ausgezeichnete Gelegenheit bieten.

Der akademische Unterricht trägt jener Tatsache Rechnung. Selbst auf den leitenden amerikanischen Universitäten beruhen Lern- und Lehrbetrieb für die große Mehrzahl der Studierenden auf wesentlich verschiedener Grundlage als bei uns. In Deutschland ist der Professor durch die Überzeugungskraft seiner Lehre für den Studierenden eine Autorität, in Amerika ist er mehr ein Mentor, der dem Studenten Kenntnisse vermittelt und ihm Anleitung gibt, etwas zu werden. Bei uns steht der Hochschulbetrieb auf dem

Digitized by Google

Boden der Lehre, in Amerika im Zeichen der Erziehung.

Erziehung ist ein Schlagwort, das drüben in zahlreichen Gesprächen unendlich oft gebraucht wird. Man erörtert, wie man den besten Bürger des Staates erzieht, wie man am besten Gelehrte erzieht, wie man erzieht zu wissenschaftlicher Leistungsfähigkeit. Der Professor steht nicht wie bei uns dem Studenten als Meister gegenüber, sondern als wissenschaftlicher Erzieher zur Seite. Viel vertraulicher ist der Umgang zwischen Professor und Studierenden als bei uns. Das wird schon wesentlich dadurch erleichtert, daß die Anrede „Herr" entfällt, sobald man den Titel Professor gebraucht. Man wird im Laboratorium begrüßt mit den Worten: „Wie geht's Professor?" — Das klingt viel herzlicher, als das steife „Guten Morgen, Herr Geheimrat". Aber nicht bloß in der Form, auch in Wirklichkeit ist das Verhältnis zwischen Professoren und Studenten in Amerika vertraulicher als bei uns. Viel mehr als bei uns wird der Unterricht in das Laboratorium verlegt. Schon für das ganz junge Semester gibt es praktische Übungen. Hier kommen sie in persönliche Berührung mit den Professoren oder wenigstens den Assistenten, die mehr, als es unsre Universitätsverfassung zuläßt, zum Unterrichte herangezogen werden. Weniger scharf als bei uns ist die Grenze zwischen Lernendem und Lehrendem, und zwar am wenigsten scharf an den großen Universitäten, wo dem leitenden Professor zahlreiche Hilfskräfte zur Verfügung stehen, die zwischen ihm und den Studierenden eine Brücke schlagen. Neben dem Ordinarius, dem Seniorprofessor, gibt es ein oder zwei Juniorprofessoren, die ihm untergeordnet und nicht nebengeordnet sind wie bei uns der Extraordinarius. Dann

Digitized by Google

gibt es Instruktoren und Assistenten, ja, vielfach beteiligen sich schon ältere Studierende beim Unterrichte der jüngeren. So kommt der Student viel mehr als bei uns mit Lehrenden zusammen, die wenig älter sind als er, und fühlt weniger den Abstand vom Lehrer als bei uns. Das ist von großem Werte; denn kein Lehrender darf aufhören zu lernen, und die beste Übung des Lernens ist das Lehren. Aber es hat den Nachteil, daß der Student aus dem Gängelband des Lehrers oft nicht herauskommt und nicht lernt, ohne Assistenz zu arbeiten.

Nicht nur die regelmäßigen Lehrer einer bestimmten Universität wirken auf den Studierenden; überall bemüht man sich, dessen Interesse möglichst allseitig zu erwecken und die wenig entwickelte Freizügigkeit zu ersetzen dadurch, daß man fremde Gelehrte zum Worte kommen läßt. Der Fachmann, der durch eine Stadt reist und einen befreundeten Kollegen aufsucht, wird von diesem in der Regel gebeten, einige Worte an die Studierenden zu richten. Das habe ich sehr oft tun müssen, selbst in Salt Lake City, an der von Mormonen stark besuchten Universität. Aber man begnügt sich nicht, den Zufallsgast gleichsam den Studierenden vorzustellen, sondern ruft auch Gelehrte herbei, um eine Vorlesung zu halten, ja, um einen ganzen Kurs zu veranstalten. Dafür gibt es eigene Stiftungen: so in Yale für die Silliman-Vorlesungen, die ich dort vor Antritt meiner New Yorker Professur gehalten habe. Gelegentlich lassen sich die Studierenden selbst einen fremden Professor kommen, um ihn einmal in seiner charakteristischen Weise zu hören. In Bryn Mawr traf ich mit Münsterberg zusammen, den die Studentinnen zu einem Abendvortrage eingeladen hatten. Sie lauschten seinen Worten hingekauert auf die

Digitized by Google

Treppenstufen, gelehnt an Säulen, sitzend auf polsterreichen Stühlen; denn die Vorlesung fand nicht im Hörsaal, sondern in einem Empfangszimmer der großen Frauenhochschule statt. Aber nicht nur an den Universitäten und Colleges haben die Studierenden häufig Gelegenheit, Persönlichkeiten kennen zu lernen, auch an höheren Schulen werden häufig Gäste herbeigerufen. Gastrollen von Gelehrten und Lehrern sind in Amerika gang und gäbe. Die Institution der Austauschprofessoren ist aus diesem Brauch erwachsen.

Die Pflege der Erziehung paart sich auf den amerikanischen Universitäten mit der Sorge für gesundes Leben der Studierenden. Die Universität errichtet ihnen Dormitorien und Refektorien, stellt ihnen Klubräume zur Verfügung, wie für die geistige Ausbildung wird für den Körper gesorgt. Jede Universität hat ihre Turnhalle, die wie bei den Alten „Gymnasium" heißt. Nie bin ich in Amerika auf Gegner des Gymnasiums gestoßen, obwohl dort niemand für den Drill unserer Gymnasien Verständnis hat. Mit dem Gymnasium ist häufig ein Schwimmbad, auch bei Frauenhochschulen, verbunden. Von universitätswegen werden die verschiedenen Arten des Sports gepflegt: Fußball, der auch von Studentinnen gespielt wird, Schlagball und Korbball. Professoren fehlen nicht bei den großen Fußballkämpfen zwischen den einzelnen Universitäten, und lassen es nicht an Aufmunterungsrufen für die Angehörigen ihrer Universität fehlen. Unter den Augen von Professoren finden in New York die Korbballspiele statt. Was für die Universitäten gilt, gilt auch für die höheren Schulen: alle pflegen Leibesübungen. Mit Stolz zeigte mir in einer höheren Schule in der Nähe von Boston der Direktor seine Selekta, nämlich die Gruppe von Fußballspielern, die mit andern An-

Digitized by Google

stalten kämpfte und manchen Sieg errungen hatte. Sie speisten an einem besondern Tische, bekamen reichlicher Fleisch, weniger Brot und Kartoffeln als die andern, — von der wissenschaftlichen Tüchtigkeit dieser jungen Leute war nicht die Rede. In dieser Schule, die mit einem großen Internate verbunden ist, sollen die Lehrer den Schülern bis zu einem gewissen Grade die Eltern ersetzen. Vor dem Zubettgehen sollen sich Sextaner und Quintaner um ihren Lehrer versammeln, und dieser soll ihnen etwas Hübsches erzählen. Ein Schüler von mir hatte eben die Stellung eines Lehrers übernommen und befand sich dabei in einer keineswegs leichten Lage; denn die Jungen versuchten natürlich, die Grenzen seiner Autorität zu ermitteln und spielten ihm allerhand Schabernack. Als sie alle im Nachthemd sich um den Lehrer scharten, erschien einer auch zu aller Belustigung mit Schlittschuhen. Um Ruhe zu stiften, sagte mein Schüler, daß der deutsche Professor etwas erzählen werde. „Wovon?" frug ich die Jungen. „Vom Duellieren," war die einhellige Antwort der Zöglinge der episkopalen St. Markssschule.

Die an deutschen Hochschulen vorgetragene Lehre stützt sich auf strenge Schulung des Denkens. Logik ist sozusagen die Grundlage alles deutschen Hochschulunterrichtes. Die Hochschulerziehung in Amerika beruht mehr auf der suggestiven Kraft des Lehrers. Jeder Vorschlag, jede Verbesserung wird eingeleitet mit den Worten: May i suggest — darf ich raten, suggerieren. So steht denn der Hochschulunterricht stark im Zeichen der Psychologie, der „Pseikólodschi", wie die Amerikaner sagen. Von ihr ist bei Gesprächen über Unterrichtsfragen fast ebenso oft die Rede wie von der Edukation. Sie wird gepflegt durch Vorlesungen und praktische Übungen. In der Mädchenhochschule von

Digitized by Google

Bryn Mawr bei Philadelphia sah ich ein junges Mädchen andächtig Scheiben beobachten, auf welchen sich bei rascher Drehung verschiedene Farben mischten. Andre Mädchen maßen die Zeit zwischen dem Eintreten von Erscheinungen und dem der bezüglichen Sinneswahrnehmungen, und ähnliches mehr. Auch auf höheren Schulen hat die Psychologie Eingang gefunden. Sie ist Trumpf des amerikanischen Schulwesens geworden.

Dabei richtet sich das Bestreben in allen Unterrichtsanstalten mehr auf die Schulung des Erkennens, als auf die Aneignung von Wissen. Amerikanische Studenten haben gewöhnlich eine gute Fassungsgabe und scharfen Blick für das Wesentliche. Rasch dringen sie in einen Gegenstand ein, erfassen schnell das Problem und sind häufig gewandt in dessen Lösung. Aber viele verfügen nur über eine recht geringe Summe von Kenntnissen, und die meisten sind auch gar nicht bestrebt, sich solche gedächtnismäßig anzueignen. „Wozu soll ich Dinge lernen, die ich bald wieder vergesse — oder muß ich das wissen?" hört man oft sagen. Bei meinen Vorlesungen in New York fanden sich die Studierenden in den Problemen der Morphologie der Erdoberfläche leicht zurecht; sie verstanden ohne weiteres die Eigentümlichkeiten des Karstphänomens, das in Amerika wenig bekannt ist. Als ich aber frug, wo denn der Karst läge, schaute man mich verdutzt an, und der Klügste meinte: „Irgendwo in Europa". Meine Vorlesung über das Deutsche Reich wurde von den Studierenden kaum besucht. Auch blieb ihr nur ein kleiner Stamm von Hörern treu. Aus diesem aber hat mich gefreut, freiwillige Dankesbezeigungen schriftlich erhalten zu haben.

Wie in der Art des Lehrbetriebes, so gibt es auch

Digitized by Google

in den Lehrgegenständen Unterschiede zwischen den deutschen und amerikanischen Universitäten. Die unsern wurzeln im Mittelalter und sind im Zeitalter der Renaissance Vermittler der antiken Kultur für die neue Zeit geworden. Ein starker historisch-philologischer Zug geht durch unsre Universitätsbildung. Die amerikanischen Universitäten: englische Setzlinge, die sich auf amerikanischem Boden eigenartig entwickelten, und auf die dann kräftige Reiser nach deutschem Vorbilde aufgepflanzt wurden, sind ganz und gar Kinder der Neuzeit, in ihrer heutigen Gestalt solche der allerneuesten Zeit. Unsre herkömmliche Gliederung der Wissenschaften in vier Fakultäten fehlt bei ihnen: viele entbehren der theologischen Fakultät, andre haben eine technische Fakultät. Zur scharfen Trennung von Universitäten und technischen Hochschulen, wie sie sich in Deutschland im Laufe des 19. Jahrhunderts wesentlich wegen der Engherzigkeit der Universitäten entwickelt hat, ist es in Amerika erfreulicherweise nicht gekommen. Es gibt nur eine technische Hochschule von Rang, nämlich in Boston; daneben technische Fakultäten auf den Universitäten. Viel mehr als bei uns spielt die Gegenwart in die Universitäten hinein. Man pflegt mehr Politik und Volkswirtschaft als Geschichte, mehr Naturwissenschaften als Philologie. Nur bei den erdkundlichen Wissenschaften findet die Gegenwartswissenschaft der Geographie weniger Pflege als die historische Wissenschaft der Geologie. Haben wir in Berlin unbegreiflicherweise nur eine Professur für die beiden Fächer Geologie und Paläontologie, so hat man an den größeren amerikanischen Universitäten mindestens zwei, manchmal auch vier Professuren für die beiden. Umgekehrt gibt es in Berlin und Wien zwei Professuren für Geographie, und in Amerika hat noch

Digitized by Google

keine größere Universität eine ordentliche Professur für das Fach. Es entwickelt sich dort eben jetzt erst auf rein geologischer Grundlage, während es in Europa sich von der Geschichte abzweigte. Die hohe praktische Bedeutung der Geologie für die wirtschaftliche Erschließung der Vereinigten Staaten ist es gewesen, welche ihre Entwicklung in Amerika stark förderte. Rücksichten auf die allgemeine Schulbildung, zum Teil verlangt durch die großen Kriege, bürgerten die Geographie an den deutschen und französischen Universitäten ein. Praktische Erwägungen hüben und drüben — dort zugunsten der historischen, hier zum Vorteil der Gegenwartswissenschaft von der Erde.

Der breite Unterbau des College beeinflußt die gesamte amerikanische Universitätserziehung. Wie ernst auch der Wille nicht weniger amerikanischer Professoren ist, ihren vorgeschrittenen Studierenden nach deutscher Art zu lehren, so wird dies doch kaum je allgemein der Fall sein. Die Professoren, die bei Beginn ihrer Laufbahn in den unteren Klassen des Collegeunterbaues unterrichtet haben, streben naturgemäß dahin, einmal als Lehrer am Oberbau zu wirken, und es kann nicht vorausgesetzt werden, daß sie immer die Unterrichtsmethoden, mit denen sie anfänglich gute Erfolge erzielt haben, späterhin durch andre ersetzen. Regelmäßig liegt an den großen Universitäten der Unterricht der jüngeren Semester in den Händen der Juniorprofessoren. In der Regel steigen letztere schließlich zu Seniorprofessoren herauf. Wer bürgt dafür, daß sie mitten in ihrer akademischen Laufbahn die Methoden des Unterrichtsbetriebes so einschneidend ändern, wie es ein tüchtiger Gymnasiallehrer tun muß, wenn er ein Universitätslehrer werden will? Gewiß haben wir dafür in Deutschland Beispiele.

Digitized by Google

Aber gleichwohl wünschen unsre Universitäten im allgemeinen nicht die Habilitation von Gymnasiallehrern; sie wollen hindern, daß im Hochschulunterrichte die Unterrichtsmethoden von höheren Schulen Eingang finden. Dieser Gefahr können die amerikanischen Universitäten nicht aus dem Wege gehen, da ebenso wie die Studierenden die Professoren vom Gymnasialunterbau der Universität zum Hochschuloberbau aufsteigen.

Wie nicht wenige Professoren an größeren Universitäten Amerikas heute weniger durch die Geschicklichkeit des Unterrichtes als durch die Wucht ihrer Lehre auf ihre Hörer wirken und damit dem Geist der deutschen Universitäten auf amerikanischen Eingang zu verschaffen trachten, so haben auch auf deutschen Universitäten die meisten Professoren aufgehört, bloß vom Katheder herab zu dozieren. Laboratoriumsarbeit und Exkursionen führen auch bei uns Professoren und Studenten zusammen. Schon gibt es einen Verein für Hochschulpädagogik. In vielen Stücken tritt uns eine Annäherung im Betriebe der deutschen und amerikanischen Universitäten entgegen. Wenn wir aber auch selbst immer dafür eingetreten sind, den Unterricht weniger akademisch und mehr praktisch zu erteilen, wenn uns endlich mit hoher Freude erfüllt, daß eine größere Pflege des Auslandstudiums den Gegenwartswissenschaften auf den deutschen Universitäten ein reicheres Feld eröffnen soll, so möchten wir doch nicht den Boden unsres deutschen Hochschulwesens verlassen und unsern auf Logik begründeten Lehrbetrieb vertauschen mit suggestiver Hochschulerziehung auf psychologischer Grundlage. Es ist eben ein ander Ding, ob man im Studenten eine feste, gleichsam heilige Überzeugung weckt, oder ihn lediglich erzieht.

Digitized by Google

Allerdings lehrt uns die Gegenwart gerade die große Kraft der Suggestion nicht bloß auf den einzelnen Menschen, sondern auch auf ganze Völker kennen. Unsre Feinde werden zusammengehalten durch die von wenigen willensstarken Männern ausgehende Suggestion. Ihre Beeinflussung der ganzen Welt geschieht auf psychologischem Wege, während unsre Logik vielfach nicht verstanden wird. Aber damit wird ihre Sache nicht besser und unsre nicht schlechter. Der auf unsern Universitäten gepflegte Geist, eigene Überzeugungen sich zu bilden, ist es, welcher unserm Volk Kraft und Stärke verleiht, gegen die ganze Welt zu kämpfen; denn wir kämpfen aus tiefernster Überzeugung für unser Recht. Aber eines wollen wir gern zugestehen: daß wir im Leben weniger doktrinär auftreten und mehr praktisch handeln müssen, daß namentlich der Staatsmann damit rechnen muß, wie im Leben der Völker die Suggestion eine größere Rolle spielt als die Logik. Staatsmännische Kunst kann einer genauen Kenntnis der Psychologie der Völker nicht entraten.

Im großen Krieg, in dem wir stehen, wird auf der gegnerischen Seite mehr mit Psychologie, auf der unsern mehr mit Logik gekämpft. Ihr Erziehungssystem führt die Amerikaner auf die Seite unsrer Gegner.

5 Universitäten und Präsidenten

Erscheint der Oberbau der amerikanischen Universitäten wie ein deutsches Reis auf fremdem Boden, so hat dieser in seiner Gesamtheit manche Eigentümlichkeit von England übernommen. Der spätgotische

Digitized by Google

Tudorstil, welcher den Colleges von Oxford und Cambridge ihre eigenen Reize gewährt, ist in den Vereinigten Staaten und zwar erst in den letzten 30 Jahren für die Universitätsgebäude zur Geltung gekommen. Langt man im kleinen Princeton an, wo Wilson Präsident war, so meint man eine englische Universität vor sich zu haben. Man tritt durch einen zinnenbewehrten Turm ein. Man stößt auf ein Bibliotheksgebäude mit ähnlichem Turm; die Alexandrahalle mit dem Festsaale sieht wie eine englische Kirche aus. Die Illusion scheidet nicht, wenn man dann in das kleine Städtchen kommt. Da stehen Wirtshäuser im hübschen Fachwerkstil englischer Landwirtshäuser. Nur die Nassauhalle, in der einst Guyot die Lehren Karl Ritters verkündete, ist im alten amerikanischen Stile. Ebenso ist es zu New Haven. Die alten Gebäude aus der früheren Zeit von Yale sind im einfachen Kolonialstil gehalten, die neueren sind meist gotisch, einige sogar romanisch. Ähnlich ist es in Harvard, und selbst im geräuschvollen Chicago sind die Gebäude der ganz modernen, von Rockefeller begründeten Universität im Stile der englischen Colleges gehalten. Damit bekommen die meisten amerikanischen Universitäten äußerlich einen Hauch von Klösterlichkeit, der Oxford und Cambridge in England so ausgesprochen anhaftet.

Dabei aber waltet doch ein großer Unterschied ob. In den beiden klassischen englischen Universitätsstädten sind die einzelnen Collegegebäude unregelmäßig verteilt und drücken der gesamten Stadt einen bezeichnenden Charakter auf. In Amerika stehen sie meist zusammen und gruppieren sich vielfach um einen größern Platz, den Campus. Er trägt ein altes, feierliches Gepräge in Harvard. In der Cornell-Universität zu Ithaca ist er besonders stattlich und rings umgeben von an-

Digitized by Google

sehnlichen Universitätsgebäuden mit schwerem Mauerwerk in nicht leicht zu benennendem Stile. Sie können meist nach rückwärts noch wachsen und sich ausdehnen. In der Mitte stehen die Bibliothek und die kirchenähnliche Barneßhalle der christlichen Gesellschaft. Kolumbia hat keinen Campus. Die Universität füllt mehrere Straßenblocks im nördlichen Teil von New York. In der Mitte des einen erhebt sich in freier Nachbildung des römischen Pantheon das Bibliotheks- und Verwaltungsgebäude. Ringsum befinden sich einzelne Laboratorien und Hörsaalgebäude, alles im Stil passend zur Bibliothek. Weitab vom geräuschvollen Zentrum der Stadt liegt die Universität auch in Chicago. In St. Louis hat man die neue Universität sogar weit hinaus in die Vorstadt in beinahe ländliche Abgeschiedenheit verlegt. Cambridge, der Sitz der berühmten Harvard-Universität, ist ein Vorort von Boston. Gegenüber dem großen San Franzisko birgt das gartenreiche Berkeley die Staatsuniversität von Kalifornien.

Bringt es das hohe Alter unsrer deutschen Universitäten mit sich, daß sie sich meist im Innern der größeren Städte befinden, legte die Universität Berlin Gewicht darauf, daß sie gleich neben dem Zeughause unfern des Kaiserschlosses bestehen blieb, so suchen die amerikanischen Universitäten die Peripherie der Großstädte oder die kleineren Städte auf und bilden hier in der Regel, selbst in New York, von freundlichem Grün umgebene Gebäudegruppen. Dabei besteht die amerikanische Universität nicht bloß aus Gebäuden für Hörsaal, Laboratorien und Bibliotheken, sondern dazu gesellen sich fast allenthalben große Dormitorien und Refektorien für die Studenten. Gegenüber dem Bibliotheksgebäude von Kolumbia stehen auf dem nächsten Häuserblock kasernenähnliche Dormitorien, zwölf Stock

Digitized by Google

hoch, und hinter ihnen soll noch eine große Speisehalle geschaffen werden. Auch die Universitätskapelle fehlt nicht im sehr weltlichen New York, und der Stundenplan der Vorlesungen ist dort so eingerichtet, daß eine Pause für eine Andachtübung bleibt, die weniger auf konfessioneller, als auf allgemein ethischer Grundlage von den einzelnen Professoren abgehalten wird. Allerdings nicht gerade vor vollem Hause. So machen denn die amerikanischen Universitäten in ihrer Geschlossenheit und Abgeschlossenheit, mit ihren Dormitorien und Refektorien, äußerlich wenigstens, einen an das Mittelalterliche streifenden Eindruck. Aber innerlich weht ein ganz moderner Geist.

In ihrer Verfassung sind sie allerdings größtenteils das noch, was unsre Universitäten früher waren, nämlich Stiftungen, eigene Korporationen, die nicht selten von bestimmten Konfessionen gehalten werden. Erst die neuesten Universitäten in den mittleren und westlichen Staaten sind Staatsanstalten, so wie es alle deutschen Universitäten geworden sind, nachdem die Staatsuniversität zu Berlin 1810 begründet worden ist. Harvard und Yale sind alte Stiftungen, Kolumbia in New York ist aus dem alten Kings College hervorgegangen und gleichfalls eine Stiftungsuniversität. Die neue Universität in Chicago ist eine Stiftung Rockefellers; Washington hat eine konfessionelle Universität auf streng katholischer Grundlage. Die meisten kleineren bei uns in Deutschland kaum bekannten Universitäten hängen von irgend einer Konfession, einer Denomination nach amerikanischer Ausdrucksweise ab.

Konfessionelle Einflüsse sind für die Entwicklung der Wissenschaften niemals gut, und in Amerika ist das Ansehen der konfessionellen Universitäten nicht groß. Politische Einflußnahme kann für eine Staats-

Digitized by Google

universität verhängnisvoll werden, dabei kommt in Amerika weniger die der Regierung als die des Parlaments in Betracht. Leicht wird die Lehrtätigkeit der Professoren der parlamentarischen Kritik unterworfen. Jeder amerikanische Abgeordnete im Parlamente seines Staates hat natürlich das Recht, über das, was ein Professor vorträgt, sein Urteil abzugeben. Er würde es als eine Beschränkung seiner Freiheit empfinden, wenn er von diesem Rechte keinen Gebrauch machen wollte, und er tut dies um so leichter, je weniger sein Urteil durch Fachkenntnis getrübt ist. Man möchte daher meinen, daß die Stiftungsuniversitäten die größte Gewähr für die Entwicklung der Wissenschaften ohne äußere Beeinflussung bieten würden. Aber auch hier fehlt es nicht an solcher.

Der Mann oder die Frau, die Millionen gegeben haben, um eine neue Universität zu errichten, haben die begreifliche Neigung, ihnen warm empfohlene oder ihnen gut gefallende Männer zu Professoren zu machen; man erzählt von einer großen, vor nicht langer Zeit in Kalifornien begründeten Universität, daß dort einige Ernennungen auf Grund solcher persönlicher Wünsche und nicht wegen wissenschaftlicher Verdienste erfolgt seien. Das ist aber nach meiner Kenntnis eine Ausnahme; denn im allgemeinen widerstreben die Präsidenten der Universitäten, in deren Hand die Ernennung der Professoren liegt, persönlichen Einflüssen; ihr wissenschaftlicher Ruf sinkt, wenn jene offenbar werden, und steigt, wenn ihnen gelingt, die besten Leute heranzuziehen.

Die Präsidenten der amerikanischen Universitäten können nicht mit den Rektoren der unsern verglichen werden; sie gehen nicht in freier Wahl aus dem Lehrkörper der Universität hervor, sondern sie werden

Digitized by Google

ernannt von der Körperschaft oder dem Staate, welche die Universität erhalten, und sind Vorgesetzte der Professoren. Sind unsre Rektoren die Präsidenten von Gelehrtenrepubliken, so sind die Präsidenten der amerikanischen Universitäten die Vorgesetzten des Lehrkörpers als Direktoren. Sie vereinigen in ihrer Hand eine viel größere Gewalt, als in der Hand irgend eines deutschen Rektors liegt: sie sind die Studiendirektoren, und zugleich diejenigen, welche die Professoren anstellen und entlassen können. Endlich fällt ihnen die Repräsentanz der Universität nach außen zu.

Die Präsidenten der Stiftungsuniversitäten haben namentlich auch für die rasch anwachsenden Bedürfnisse ihrer Anstalt Mittel zu besorgen. Sie müssen darauf sinnen, daß ihr Erbschaften zufallen, sie müssen bewirken, daß ihr große Schenkungen zugewiesen werden. Beides kommt vielfach aus den Kreisen der Universitätsangehörigen. Eine Mutter, die ihren einzigen Sohn verloren hat, schenkt ein Vermögen, um für Yale ein großes Speisehaus zu errichten, oder die alten Herren sammeln für den gleichen Zweck unter sich; aber vielfach muß der Präsident sich auch als Bittender reichen, einflußreichen Kreisen nähern, einem Vanderbilt, damit er das Geld für ein Schlafhaus hergebe, oder einem andern, damit er ein Institut erbaue oder eine Professur begründe. Der Präsident der Stiftungsuniversität ist daher auf eine enge Fühlung mit der Plutokratie angewiesen und muß mit ihr gut stehen.

Gewiß gibt es Präsidenten von hohem sittlichem Werte, welche durch ihre überragende Persönlichkeit ihrer Universität immer neue Freunde gewinnen und dadurch Mittel zuführen, ohne damit eine Spur ihrer Selbständigkeit aufzugeben. Solcher Art war Elliot,

Digitized by Google

der langjährige Präsident der Harvard-Universität, der Begründer ihrer heutigen Größe. Aber es gibt auch minder feste Leute, die der Einflußnahme der Plutokratie auf die Entwicklung der Universität nicht zu steuern vermögen, und darauf schauen, daß in ihrer Universität nicht Lehrmeinungen vertreten werden, welche den maßgebenden Geldkreisen nicht zusagen. Die Machtvollkommenheit, welche ein Präsident besitzt, macht ihm außerordentlich leicht, etwas, was er für schädlich für die Universität erachtet, zu bannen, denn er ist es ja, von dem die Professoren in einem viel höheren Grade abhängen, als bei uns vom Staate, denn sie sind nicht auf Lebensdauer angestellt. Mit der Entlassung kann der Gelehrte rechnen, der seine eigene Meinung zum Ausdruck bringen will, sobald sie der Ansicht des Präsidenten zuwiderläuft. Daher gibt es in Amerika nicht die Lehrfreiheit, die wir in Deutschland besitzen, vielmehr wird in den Wissenschaften, die Bezug haben zum öffentlichen Leben, vielfach Rücksicht genommen auf die Stimmung der für die Universität geldgebenden Mächte des Landes. Natürlich wird kein amerikanischer Professor zugeben, daß er nicht volle Lehrfreiheit besitzt, und er wird die volle Lehrfreiheit eines deutschen Professors nicht anerkennen, indem er sagt, daß kein deutscher Professor die Republik als die einzig richtige Staatsform lehren dürfte. Aber in Wirklichkeit liegen die Dinge doch so, daß wir in Deutschland nur Rücksicht zu nehmen haben auf die Gesetze des Staates, während der amerikanische Professor außerdem Rücksicht zu nehmen hat auf die Interessen der Universität, der er angehört, wenn er seine Stellung behaupten will.

Wie groß die Macht des Präsidenten ist, habe ich in der Kolumbia-Universität in New York selbst erlebt.

Digitized by Google

Es war Fakultätssitzung, zu der ich als Mitglied der Fakultät geladen war. Präsident Butler saß auf einem niederen Podium vor einem Tisch und verlas die Schreiben von fünf Professoren, welche ihre Ämter als Dekane niederlegten. Auf Stühlen an die Wand des Sitzungszimmers gerückt, saßen wie die Mauerblümchen auf einem Balle die Professoren und hörten schweigend zu. Als dann der Präsident sagte, daß nunmehr, nachdem alle fünf Dekane ihre Ämter niedergelegt hätten, es sich empfehlen würde nur zwei Dekane zu wählen, behufs Vereinfachung der Geschäfte, stimmten die Professoren mit einem lauten, vernehmbaren „Ja" zu, und die Sitzung war aus. Erst beim Auseinandergehen wurden dann Stimmen größten Unmutes laut. Ich hörte, daß der Entschluß der fünf Dekane, ihre Ämter niederzulegen, gar nicht so freiwillig gewesen sei, und daß Ersparnisrücksichten zu einer Minderung der Zahl geführt habe. Eine Vergewaltigung ist mit uns geschehen, hörte ich sagen; aber niemand hatte den Mut gehabt, gegen die Vergewaltigung aufzutreten; einem jeden war klar, daß er wegen einer solchen untergeordneten Sache seine Stellung nicht aufs Spiel stellen dürfe.

Unbegrenzt ist aber die Macht der Präsidenten nicht. Sie sind auch bei den Stiftungsuniversitäten nicht Herrscher, sondern Leiter von Körperschaften. Erregen die Maßnahmen eines Präsidenten Bedenken, so findet er Widerspruch, zunächst beim Verwaltungsrate der Universität, den Trustees; erregt er allgemeines Mißfallen, so erwächst ihm eine Gegnerschaft in der Gesamtheit der Universität, nämlich den Professoren, Studenten und den früheren Studenten, die mit ihrer Alma mater in ähnlicher Verknüpfung bleiben wie die „Alten Herren" mit der Vereinigung, der sie als

Digitized by Google

Studenten angehört haben. Tritt diese Allgemeinheit, die Universitas, gegen den Präsidenten auf, so muß dieser gehen. So ist es vor nicht allzulanger Zeit in Yale geschehen.

Der Präsident einer Stiftungsuniversität kann verglichen werden mit dem Direktor einer Aktienunternehmung, der Personal einsetzen und absetzen kann, der mit Geschäfts- und Menschenkenntnis für die gute Entwicklung seines Unternehmens zu sorgen hat, und dessen allgemeine Anerkennung eine um so größere ist, je mehr er das Unternehmen vorwärts bringt. Diplomatische Gewandtheit ist eine unerläßliche Voraussetzung bei einem jeden dieser Präsidenten. Verbindet sie sich mit einer sittlich hochstehenden, vom Feuer der Wissenschaft durchglühten Persönlichkeit, dann wird die Stiftungsuniversität zur höchsten Blüte gelangen können. Wenn aber diplomatisches Geschick und Persönlichkeit nicht auf gleicher Stufe stehen, dann ergeben sich Schwierigkeiten, die leicht zutage treten, wenn das Geschick fehlt, die aber lange verborgen bleiben können, wenn es unbedingt vorherrscht. Dann kommen die Universitäten wohl auch zur Blüte; aber diese ist mehr von äußerer Pracht, als von innerem Werte.

Wesentlich anders ist die Stellung des Präsidenten einer Staatsuniversität. Er ist Rektor und Ministerialreferent in einer Person, der Leiter des Lehrkörpers und Vermittler zwischen diesem und der Regierung. Ihm obliegt nicht in solchem Umfange, finanziell für seine Universität zu sorgen, wie dem Präsidenten der Stiftungsuniversität. Er ist in geringerer Abhängigkeit von der Plutokratie, und ist er fest genug, um parlamentarischen Einflüssen vorzubeugen und entgegenzutreten, so kann unter seiner zielbewußten Leitung die ihm unterstehende Staatsuniversität mindestens

Digitized by Google

zu gleicher Blüte gelangen wie die beste Stiftungsuniversität.

Die Zukunft der amerikanischen Universitäten liegt unter solchen Umständen nicht in dem Umfange bei den Stiftungsuniversitäten des Ostens, wie man von vornherein mutmaßen möchte, sondern bei den Staatsuniversitäten der Mitte und des Westens. Hier gibt es mehrere Präsidenten, welche gegenüber den Parlamentariern die Interessen der Universitäten so siegreich verteidigt haben, daß die einzelnen Parlamente die Mittel gern bewilligen und aufgehört haben, die Lehranweisungen der Professoren im einzelnen zu kritisieren. Hierin wurzelt die große überragende Bedeutung des Präsidenten der Staatsuniversität von Kalifornien, von Benjamin Ide Wheeler, den wir in Berlin mit Freude gesehen haben. Diese Staatsuniversitäten in den Vereinigten Staaten entsprechen ihrer Organisation nach viel mehr als die Stiftungsuniversitäten des Ostens den deutschen Universitäten, sie haben während des Krieges viel stärkere Sympathieen für Deutschland bekundet als jene. Es ist mir eine große Freude gewesen, als während meines erzwungenen Aufenthaltes in London eine jener Staatsuniversitäten, die von Illinois, bei mir angefragt hat, ob ich nicht eine Professur bei ihr übernehmen wollte, während in Harvard die Löwener Professoren herangezogen wurden.

Als Finanz- und Kultusminister, sowie als Rektor ihrer Universitäten sind die Präsidenten der amerikanischen Stiftungsuniversitäten von großem politischem Einfluß. Im Osten sind sie Stützen der republikanischen Partei. Herkömmlich gelten Harvard und Yale als republikanische Universitäten, und stehen mit den demokratischen Stadtverwaltungen von Cambridge und

Digitized by Google

New Haven nicht immer gut. Dies kam 1908 in New Haven bei der Präsidentenwahl von Taft köstlich zum Ausdruck. Die demokratische Stadtverwaltung suchte die Verstärkung der republikanischen Wähler durch die Studentenschaft zu hindern. Sie bestritt nicht deren Wahlrecht, aber meinte, ein jeder habe dort zu wählen, wo er daheim sei. Die Universität setzte auseinander, die Studenten studierten das ganze Jahr in New Haven und seien deswegen dort daheim. Das war zwingend. Nun begannen die Demokratischen mit Schikanen. Sie beriefen die Studierenden einzeln aufs Rathaus, um sich zu vergewissern, ob sie des Lesens kundig seien, was ja ein Wähler sein müßte. Wer nicht käme, verlöre sein Wahlrecht, da sich ja die Behörde nicht von seiner Fähigkeit des Lesens überzeugen könnte. Die Studenten, die ihr Wahlrecht ausüben wollten, gingen hin. Der Magistratsbeamte gab ihnen ein Buch mit dem Ersuchen zu lesen. Ein Student schaute ins Buch und blieb stumm. Da lachte der Beamte: „Ja, ja, da sieht man, die jungen Leute wollen studieren und können nicht einmal lesen." — „Aber ich lese doch," sagte der Student. „Ich höre nichts," äußerte der Beamte. „Ich wußte nicht, daß ich laut lesen sollte," entgegnete der Student, und sein Wahlrecht war ihm gesichert.

Wilson war 1908/09, als ich zuletzt in U.S.-Amerika war, die seltene Ausnahme eines Demokraten unter den Universitätspräsidenten. Ich bin mit ihm in Princeton flüchtig bekannt geworden, vermag mich aber kaum an seine Persönlichkeit zu erinnern. Er genoß in Universitätskreisen hohes Ansehen, obwohl er als Gelehrter keineswegs eine führende Rolle spielte; denn er hatte Princeton, die Universität für die Söhne reicher New Yorker, sehr vorwärts gebracht, dank glück-

Digitized by Google

licher Griffe bei der Ernennung von Professoren, dank guter Beziehungen zur Plutokratie. In Deutschland war er damals kaum bekannt; er gehörte nicht zu den amerikanischen Gelehrten, die Fühlung mit deutscher Wissenschaft und deutschen Universitäten unterhielten; dazu fehlte ihm die Kenntnis des Deutschen. In Amerika wurde er mehr als Politiker, denn als Mann der Wissenschaft geschätzt; schon sprach man von der Möglichkeit, daß er Präsident der Vereinigten Staaten werden könne.

Dieses Ziel hat Wilson erreicht, und sein Handeln an jener hervorragenden Stelle wird derjenige leicht verstehen, der sich sein früheres Wirken als Universitätspräsident vergegenwärtigt. Der Mann, der eine Universität leitet, ohne selbst führender Gelehrter zu sein, muß sich bei Berufungen mehr auf einen glücklichen Griff, als auf eindringliche Kenntnis verlassen, und hat er Erfolg, so entwickelt sich in ihm jenes Gefühl unbedingter Sicherheit, das wir in Deutschland bei Professoren als Bonzentum bezeichnen. Ein solcher Mann an die Spitze eines Staates gestellt, wird mit dem Gefühle einer gewissen Unfehlbarkeit handeln, die sich weniger auf Sachkenntnis, denn auf gehobenes Selbstbewußtsein stützt; er wird durch tönende Worte zu ersetzen suchen, was ihm an innerer Kraft gebricht. Er wird handeln mit der Geschicklichkeit des Politikers, der kein Staatsmann ist, und wird sich nicht leicht lösen aus den Netzen, die ihn umstricken. Als Präsident von Princeton hatte Wilson die notwendige Fühlung zur Plutokratie U.S.-Amerikas gehabt, heute ist es die Plutokratie, die mit ihm die Fühlung hat. Amerikaner haben dies offen ausgesprochen. Ein New Yorker Kollege, den ich noch vor Jahresfrist über die Sache sprechen konnte, kannte genau die Fäden, die von

Digitized by Google

Wilson durch seinen Schwiegersohn Mac Adoo zur Finanz laufen.

6 Professoren und Studenten

Die amerikanischen Universitäten sind noch viel zu jung, als daß ihre Professoren im Gesamtleben der Nation eine ähnliche Rolle spielen könnten wie in Deutschland. In den kleinen Universitätsstädten, wie Princeton und Ithaca, bilden sie natürlich die Gesellschaft, in größeren, wie Cambridge, bis zu einem gewissen Grade auch in New Haven, sind sie tonangebend. Aber in New York tritt der Professor nicht im entferntesten so hervor wie in Berlin, und in Washington tritt er ganz zurück, in auffälligem Gegensatze zu den Hauptstädten des festländischen Europas, ganz ähnlich wie in London. Natürlich hat sich noch kein bestimmter Professorentypus entwickeln können; die humoristischen Blätter behandeln nicht wie unsere „Fliegenden Blätter" den Stand, sondern karikieren lediglich die einzelnen Persönlichkeiten, falls sie der Öffentlichkeit bekannt geworden sind.

Man findet unter den Professoren Männer verschiedenster Art und Bedeutung: solche, die sich herausgearbeitet haben aus engsten Verhältnissen, und andre, denen man den Aristokraten aus alter Familie sofort ansieht. Man begegnet geistreichen Forschern, witzsprühenden Männern, aber man trifft auch in nicht geringer Zahl Leute von einer gewissen schulmeisterlichen Art, wie es dem schulmäßigen Zuschnitt der unteren Collegeklassen entspricht. Charakteristisch für diese letzteren Kreise ist ein offener Brief, den Albert

Digitized by Google

Perry Brigham, der Professor der Geologie an der Colgate-Universität zu Hamilton im Staate New York aus London am 28. August 1914 an Professor Münsterberg gerichtet hat, und der in „The World" im September 1914 veröffentlicht worden ist. Er lautet:

„Mein Herr! Es ist zu meiner Kenntnis gekommen, daß Sie zu den sogenannten Deutschamerikanern gehören, welche gegenwärtig Großbritannien schmähen, weil es die Waffen gegen eine Nation ergriffen hat, welche gerade jetzt vorgibt, in Europa das Bollwerk gegen die Barbarei des Slawentums zu sein.

Ich weiß nicht, ob Sie ein amerikanischer Bürger sind oder nicht. Wenn Sie es sind, was ich nicht denken möchte, so rate ich Ihnen, solch ein törichtes und fruchtloses Unternehmen aufzugeben. Ich bin ein Amerikaner und kenne meine Landsleute. Mein britischer Vorfahre nahm sich Land in der Nähe von Brattle Street. Er gehört nicht zu den Bekannten. Aber er gehört zu den Männern, welche, vom Mutterlande kommend, in die Neue Welt den Geist britischer Ehre brachten, welcher das Land groß gemacht hat. Sie werden den Amerikaner nicht überzeugen an den Despotismus eines salbungsvollen und schmähenden Kaisers zu glauben oder die Geschicke der Zivilisation dem gottlosen und brutalen Generalstab in Berlin einzuhändigen. Der Amerikaner hat nur Abscheu vor des Deutschen Reiches Kanzlers Zerreißen feierlicher Verträge als bloßer Papierstücke, und vor der Entsendung von Armeen, um ihren Weg durch neutrale Länder hindurchzuhauen. Er wird es für nicht weniger höllisch erachten, die offene See mit Minen zu überstreuen und norwegische, holländ-

Digitized by Google

dische und dänische Seeleute zu verderben. Der Amerikaner hat das, was er konnte, für den Frieden getan im Haag, und es ist eine bekannte Sache, daß, wenn irgend ein Vorschlag auf die Heiligkeit des menschlichen Lebens zielte, er von Deutschland durchkreuzt wurde.

Sie haben einen Lehrstuhl inne an einer Universität, die Sie für die höchste akademische Einrichtung in Amerika ansehen. Sie entehren diesen Lehrstuhl. Die Harvard-Universität wird nicht mit Ihnen gehen, wenn Sie sich in gleiche Linie mit den Treitschkes und Delbrücks stellen, welche durch lange Jahre die gottlose Weltpolitik entwickelt und der Jugend der Universität Berlin und des Deutschen Reiches gelehrt haben, daß Macht das einzige Recht ist. Wenn Sie das Wahlrecht eines Landes besitzen, dessen Blut und Atem Freiheit sind, so sollten Sie in Wertschätzung einer solchen Ehre zum wenigsten Schweigen bekunden, wie schwer Ihnen dies auch fallen möge. Das ist mein erster Rat."

Sollte aber Professor Münsterberg Untertan des Kaisers sein, so erteilt ihm Brigham den Rat, den Atlantischen zu überschreiten. Es dürfte ihm allerdings nicht ganz leicht fallen — er könnte in England stranden, wo er aber anständig behandelt werden würde. Sollte er aber nach Deutschland zurückkehren, so stehe ein weiteres Feld offen: er könnte nach Belgien gehen, Frauen und Kinder erschießen, er könnte französischen oder englischen Verwundeten den Todesstoß versetzen, oder er könne Berlin gegen die Russen verteidigen. Es ist ein regelrechtes Consilium abeundi, das Professor Brigham dem Deutschen Münsterberg erteilt, weil er nicht seiner Meinung ist. Diese Mei-

Digitized by Google

nung aber ist, wie man unschwer erkennt, erwachsen aus den Schauermärchen englischer Kriegsberichterstattung. Diese machte das britische Blut in Brighams Adern rollen. Er vergißt, daß seine Vorfahren sieben Jahre lang für ihre Ehre und Unabhängigkeit gegen England gekämpft haben. Historisches Denken ist nicht die starke Seite des U.S.-Amerikaners. Aber Professor Brigham vergißt nicht nur die Heldenkämpfe seiner Vorfahren, sondern auch das, was er wenige Wochen vor Kriegsausbruch gesprochen hat. Er schließt seinen offenen Brief mit der Bemerkung, daß er das ganze letzte Jahr in Berlin gelebt und wenigstens eine geringe Kenntnis von Preußen habe. Damit will er sich seinen Landsleuten gegenüber einen gewissen Schein des Kennertums geben. Ich habe ihn in Berlin wiederholt gesehen: er hat meine Vorlesungen eine Zeitlang besucht, bis er einsah, daß seine Kenntnis des Deutschen dazu nicht hinreichte. Aber die Hauptsache für ihn war, daß sein Schwiegersohn in Berlin, wo Treitschke und seiner Meinung nach auch Delbrück die gottlose Weltpolitik gelehrt haben, Geschichte studiere. Er hat mir mit einem gewissen Stolze gesagt, daß sein Schwiegersohn deutscher Herkunft sei, und sich mit größter Bewunderung über die Berliner Universität, ganz Berlin und ganz Deutschland ausgelassen. Nach kaum einem Vierteljahr dachte er ganz anders. Das beweist nur, wie wenig gefügt sein inneres Urteil ist. Von Überzeugungstreue eines deutschen Professors findet man bei ihm keine Spur. Er ist, wie viele seiner Landsleute, ein schwankes Rohr, das sich dahin neigt, wohin der Wind aus der Zeitung bläst. Dabei ist mir Professor Brigham bei meinem Besuche in Amerika als Beispiel eines besseren Professors von einer kleineren Universität in Erinnerung,

Digitized by Google

und seine persönliche Liebenswürdigkeit haben viele Teilnehmer der von Professor W. M. Davis 1912 veranstalteten transkontinentalen Exkursion schätzen gelernt, an der er als Reisemarschall teilnahm.

Der Lebenszuschnitt der amerikanischen Professoren ist ein engerer als bei uns. Wohl gibt es an den großen Universitäten Gehälter bis zu 7000 Dollar, also fast 30 000 Mark. Das ist weniger als die Höchsteinkommen deutscher Professoren, die sich ja zum guten Teil aus Kollegiengeldern zusammensetzen. Der Durchschnittsgehalt an den größeren Universitäten schwankt zwischen 3500 und 5000 Dollar, also zwischen rund 15 000 und 21 000 Mark. Dabei ist zu berücksichtigen, daß diese Summen nicht die Zahlkraft des entsprechenden deutschen Geldes besitzen. Knapp sind die Verhältnisse an den kleinen Universitäten, und mit einem mittleren Jahreseinkommen von 2200 bis 2300 Dollar, also 9- bis 10 000 Mark, stehen sich die amerikanischen Universitätsprofessoren, sobald man die Kaufkraft des Geldes in Erwägung zieht, entschieden schlechter als die deutschen. Das macht sich vielfach fühlbar. Dem amerikanischen Professor geht in der Regel das ab, was den Stolz des deutschen ausmacht: nämlich die größere Privatbibliothek. Jüngere Professoren haben vielfach keinen größeren Bücherschatz als unsere deutschen Studenten: sie verlassen sich auf die Bibliotheken ihrer Institute oder ihrer Universität. Selbst hochangesehene Professoren haben im Durchschnitt viel weniger Bücher als der deutsche Hochschullehrer, der sein Zimmer mit Büchern vollstellt. So gering wird der Buchbesitz geschätzt, daß ein angesehener amerikanischer Geograph, nachdem er korrespondierendes Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften geworden war, auf Zusendung von

Digitized by Google

deren Veröffentlichungen verzichtete. Er ging dabei von der richtigen Voraussetzung aus, daß er alles geographisch Wichtige aus den Sitzungsberichten und Abhandlungen erhalten würde. Das übrige war ihm gleichgültig und deswegen nicht begehrenswert, ja, sogar unbequem; denn der Amerikaner liebt nicht viel Hausrat. Sein Mobiliar ist gewöhnlich recht bescheiden. Der Umzug muß leicht bewirkt werden können.

Die Geringfügigkeit des Diensteinkommens, das weder durch Kollegiengelder noch durch Prüfungstaxen gehoben wird, veranlaßt eine nicht geringe Zahl amerikanischer Professoren zu gewinnbringender Nebenarbeit. Viele schreiben Lehrbücher für Colleges oder auch höhere Schulen. Unvergeßlich wird mir das Glück eines Kollegen bleiben, dessen Atlas vom Staate Texas für die Schulen eingeführt wurde. Der Staat liefert dort seinen Schülern die Lehrmittel unentgeltlich. Der Atlas wurde daher waggonweise angekauft. Jedes Exemplar trug dem Verfasser allerdings nur eine Kleinigkeit, die Wagenladungen aber einen hübschen Batzen Geld ein. Andre Professoren geben wissenschaftliche oder technische Gutachten ab, und so mancher hat deswegen eine ziemlich enge Fühlung zur Plutokratie, welche Rechtsgutachten oder Gutachten über bergbauliche Angelegenheiten braucht. Aber nicht wenige Professoren beschränken sich auch auf rein wissenschaftliche Arbeit, und es sind darunter nicht bloß solche, die durch ihr Vermögen sich einer gewissen Behaglichkeit erfreuen. Der Nebenerwerb wird für viele Männer deswegen von größter Wichtigkeit, weil ihnen die Professur kein Anrecht auf eine Altersversorgung gewährt. Erst durch eine große Stiftung von Carnegie ist für eine solche gesorgt worden.

Alles in allem habe ich durch meine Tätigkeit als

Digitized by Google

Austauschprofessor die feste Überzeugung gewonnen, daß der deutsche Universitätslehrer in jeder Beziehung gesellschaftlich, sowie durch sein Einkommen, vor allem aber wissenschaftlich besser gestellt ist als der amerikanische. Er hat vor ihm die weitergehende Lehrfreiheit voraus. Das alles macht begreiflich, daß man unter den amerikanischen Universitätsprofessoren nur wenige Deutsche von Geburt antrifft. Nur für junge Leute, denen das Vorwärtskommen daheim zu langsam ist, bieten sich in Amerika bessere Chancen als bei uns. Ich habe aber unter den jungen deutschen Gelehrten in den Vereinigten Staaten nicht einen gefunden, an dem nicht das Heimweh nach Deutschland gezehrt hätte. Gern ist ein junger Collegeprofessor heimgekehrt nach Sachsen, um dort Gymnasiallehrer zu werden. Nur die Deutschen, die durch Verheiratung mit einer Amerikanerin sich in der amerikanischen Gesellschaft verankern, fassen drüben Boden. Bloß um eines kann ich den amerikanischen Professor beneiden, nämlich um das Sabbatjahr: Nach sechs Jahren des Lehrens kann er ein Ferienjahr genießen. Viele gehen während dessen nach Deutschland, um billiger zu leben und um etwas von deutscher Wissenschaft zu genießen. Auch Professor Brigham war während eines Sabbatjahres in Berlin.

Die Studierenden der amerikanischen Universitäten stellen ebensowenig wie die Professoren einen einheitlichen Typus dar. An vielen kleineren Anstalten, welche den Namen Universität nur wie eine Dekoration führen, sind sie kaum reifer als unsre Gymnasiasten, und wenn auch die vorgeschrittenen Studierenden an den großen Universitäten durchaus mit den deutschen Studenten verglichen werden können, so walten doch auch in der Volluniversität die jüngeren Semester der Zahl

Digitized by Google

nach unbedingt vor. Die großen Massen der amerikanischen Studenten sind nichts weiter als Primaner und junge Semester nach unsrer Auffassung. Sie werden dementsprechend behandelt. Beim Beginn seiner Vorlesung verliest der Professor die Namen der eingeschriebenen Hörer und notiert, wer nicht da ist; wer mehrfach geschwänzt hat, wird dem Dekan angezeigt. Das macht natürlich auf den deutschen Professor, der nur durch die Güte seiner Vorlesungen seine Hörer an sich fesseln kann, einen stark schulmäßigen Eindruck. Zugleich ergötzt ihn, wenn er sieht, in welcher Zwanglosigkeit sich die anwesenden Studenten benehmen. Es wird nicht so unbedingt wie bei uns vorausgesetzt, daß sie die Beine unter die Bänke zu stellen haben. Sie können sie auch auf die Nachbarsitze legen. Ich habe bei der Vorlesung eines Kollegen, der ich beiwohnte, auch die Füße auf den Bänken gesehen. Daß im Sommer, wenn es heiß wird, man in Hemdärmeln dasitzt, ist begreiflich. Hierin spiegelt sich die amerikanische Freiheit, auf die der Student dort ebenso großes Gewicht legt, wie der deutsche Student auf die Freiheit, das Kolleg schwänzen zu dürfen, und auf die weitere Freiheit, seine Studien nach eigenem Ermessen zu gestalten. Letzteres kann der Amerikaner innerhalb des College nur in engen Grenzen. Er muß sich bei Beginn des Studienjahres entscheiden, was er studieren will. Er hat dann eine bestimmte Anzahl von Vorlesungen zu hören, mögen sie ihm zusagen oder nicht oder mag die Verbindung von Fächern für seinen Zweck passen oder nicht. Erst die vorgeschrittenen Studenten haben Lernfreiheit, die also selbst an den großen amerikanischen Universitäten für die Studierenden ähnlich beschränkt ist wie die Lehrfreiheit der Professoren.

Wie schon erwähnt, gibt es in den meisten ameri-

Digitized by Google

kanischen Universitäten für die Studierenden große Dormitorien. Dort lebt die akademische Jugend unter Aufsicht in einer Art Klausur, die selbst einer Mutter den Zutritt in das Zimmer ihres Sohnes erschwert. Ferner essen die Studenten großenteils zusammen in großen Refektorien. Man kann nicht verkennen, daß den jungen Leuten eine große Wohltat damit erwiesen wird, daß sie billig und anständig leben und essen können. Vor allem trägt die Gemeinsamkeit ihres Lebens viel zu ihrer gesellschaftlichen Erziehung bei. Beides ist namentlich den Eltern recht. Es widerstrebt dem Amerikaner, seinen Sohn in jungen Jahren ganz auf eigene Füße zu stellen. Es ist ihm angenehm, daß die Universität sich seiner annimmt; gewiß werden dadurch Entgleisungen gehindert, die so manchem unsrer Studenten bei der Freiheit unsrer Universitäten passieren, und es wird durch die wohlüberlegten Studienpläne gehindert, daß die Studierenden unnütz lange herumprobieren, bis sie auf den richtigen Weg kommen. Aber alles in allem wird mehr für die Mittelmäßigkeit gesorgt als für den sehr Tüchtigen, der auf unsern Universitäten frühzeitig lernt, seinen eigenen Weg zu gehen, gesellschaftlich oder wissenschaftlich. Natürlich ist die Kontrolle kein unbedingter Schutz gegen Entgleisungen; dessen wurde ich in New Haven inne, als ich einmal auf einer falschen Treppe zum „Heidelberger" hinabging, um zu frühstücken. Ich war durch den Ladies Entrance gegangen, kam aber nicht, wie man nach der von mir nicht beachteten Aufschrift hätte annehmen müssen, in ein Lokal, wo ausschließlich Damen verkehrten, sondern ich sah unten eine Menge Pärchen, Studenten und junge Damen, nicht Studentinnen, denn solche gibt es in Yale nicht, aber auch nicht aus der Gesellschaft.

Digitized by Google

Nicht alle Studenten leben in Dormitorien und essen in Refektorien. Insbesondere die Vorgeschrittenen ziehen ein Junggesellenleben vor, wenn sie nicht in den Dormitorien Aufsicht über die Jüngeren führen. Aber auch die jüngsten Semester sind nicht etwa gezwungen, in den Universitätsschlafhäusern zu wohnen und in den Speisehäusern zu essen. Jedoch unterliegen sie in ihren Privatbuden vielfacher einer — allerdings meist sehr gelinden — Oberaufsicht durch die Universität, die darauf hält, daß die Studentenquartiere gut, sauber und preiswert sind. Aber es gibt auch arme Schlucker — weniger in den teuren Universitäten Harvard und Yale, als in Kolumbia —, die in der dürftigsten Weise leben. Doch beeinträchtigt dieses, solange sie tüchtige Persönlichkeiten sind, ihr Ansehen unter den Kommilitonen nicht. Jeder, der seinen Lebensunterhalt ehrlich verdient, genießt Ansehen, wenn er auch gewöhnliche Arbeit verrichtet. In Yale war der Obmann des einen Studentenjahrganges zur Zeit meines Besuches ein von Professoren und Studenten gleich geachteter junger Mann, welcher sich in den großen Ferien Geld als Ziegelschläger verdiente. Er betrachtete dies als gesunde Leibesübung und körperliche Erholung. In Harvard bedienen Studenten ihre Kommilitonen bei den Mahlzeiten im Refektorium und werden darum nicht scheel angesehen. Wenn also auch dem einzelnen alle Möglichkeit geboten wird, sich durch eigene Arbeit emporzuringen, so gehört es doch auf den meisten Universitäten — und zwar ganz besonders in Harvard — zum guten Ton, sich fashionabel zu kleiden, elegant zu wohnen und gut zu essen. Der Lebensunterhalt eines Studenten kommt dann auf mehrere tausend Mark im Jahre.

Die akademische Freizügigkeit, ein wichtiges Recht

Digitized by Google

deutscher Studenten, ist in Amerika zulässig; aber von ihr wird viel weniger Gebrauch gemacht als bei uns. Die Universitäten sind viel zu verschiedenartig, als daß der Student leicht von einer in eine andre übertreten könnte. Die größeren Universitäten schützen sich vor der Überflutung durch ungenügend vorgebildete Elemente durch scharfe Aufnahmebestimmungen: sie verlangen von den neueintretenden Studenten die Ablegung einer Prüfung. Man macht die Maturitätsprüfung in Amerika nicht am Ende der Schuljahre, sondern bei Beginn des Universitätstudiums. Hat sich durch gut bestandene Prüfung der Studierende den Zugang zu einer Universität gesichert, so bleibt er ihr in der Regel treu, wenigstens im Unterbau des College, meist aber auch im eigentlichen Universitätsoberbau. Es ziehen daher viel mehr die Universitäten als solche, als die einzelnen Lehrkräfte die Studenten an sich. Der Student bleibt sein Leben lang im Verbande der Universität, aus der er hervorgegangen ist. Er wird ihr Alumne, ihr „Alter Herr", und manche Universitäten danken große Schenkungen der Aufmerksamkeit, mit der sie den Lebensweg ihrer ehemaligen Zöglinge verfolgten.

Zahlreich und weitverbreitet sind studentische Vereinigungen. Es gibt zahlreiche Fachvereine mit mehr oder weniger ausgesprochen wissenschaftlichem Charakter. Es gibt Musik- und Theatergesellschaften; eine Spezialität sind die Vereine zur Herausgabe von Studentenzeitungen, deren jede größere Universität mindestens eine hat. In Kolumbia wird das leitende Organ nicht bloß von Studierenden redigiert und geschrieben, sondern auch gesetzt und gedruckt. Manche Studentenzeitungen sind auch illustriert und enthalten manchmal recht geschickte Karikaturen. Fremd muten

Digitized by Google

uns Deutschen zunächst die Geheimgesellschaften an. Da gibt es eine Delta-Theta-Chi-, eine Delta-Ypsilon-, eine Sigma-Alpha-Epsilon-Brüderschaft und noch zahlreiche andere, die nach einzelnen Buchstaben des griechischen Alphabetes benannt sind. Von der größeren weitverzweigten Brüderschaft ist an einer Universität jeweils ein Kapitel vertreten, und dieses Kapitel hat nicht selten sein eigenes Haus, manchmal im Stile eines antiken Tempels, oder gebaut nach der Art eines ägyptischen Propyläon. Darin werden Zeremonien abgehalten. Sehen wir von diesen Äußerlichkeiten ab, so entsprechen diese Geheimgesellschaften dem Wesen nach den Couleurs an unsern deutschen Universitäten. Es sind Vereinigungen von einer beschränkten Zahl von jungen Leuten, die während ihrer Studentenzeit in engere freundschaftliche Beziehungen zueinander treten und dadurch einen Kitt für das ganze Leben erhalten, der für das Vorwärtskommen des einzelnen vielfach maßgebenden Einfluß hat.

Wie verschieden nun auch die amerikanischen Studenten unter sich sein mögen, in einer Hinsicht sind sie alle gleich, nämlich in der Liebe zum Sport. Fußball ist das große Spiel. Ganze Kämpfe werden zwischen den einzelnen Universitäten ausgefochten. Die einzelnen Wendungen des Spieles werden sofort telegraphiert, so daß man in den Klubs weitentfernter Städte am ablaufenden Papierstreifen des Telegraphenapparates erfahren kann, wie die Gegner augenblicklich stehen. Da kämpft Pennsylvania aus Philadelphia gegen Harvard in Cambridge. An 40 000 Menschen sehen zu. Yale unterlag November 1908 in Princeton. 25 000 Zuschauer sammelten sich in dem kleinen Städtchen von 4000 Einwohnern. Extrazüge kamen aus New York und Philadelphia und warteten auf dem

Digitized by Google

gleisreichen Bahnhof das Ende des Spieles ab, um die Gäste heimzuführen.

Es war ein trüber, düsiger Novembertag, als ich in Princeton dem Kampfe zwischen Yale und Princeton zusah. Es war nicht zu entscheiden, ob es regnete oder schneite; jedenfalls ging es stark naß herunter. Ein Kollege glaubte mich am besten vor den Unbilden der Witterung zu schützen, indem er mich in seinen Oberstenrock steckte, und so saß ich da wie ein amerikanischer Oberst, aber bedeckt mit rundem Hute, von dem mir das Wasser in den Nacken tropfte. Der Dame vor mir geschah gleiches; nur hatte das abtropfende Wasser etwas von der roten Farbe des Hutes angenommen, und die weiße Bluse unter dem schweren Mantel begann sich rötlich zu färben, schlaff wurden die Blumen auf dem Hute. Nach einer geringen Schätzung sind an jenem denkwürdigen Novembertage an 100 000 Mark Damenhüte verdorben worden. Aber keine Dame regte sich darüber auf. Alle verfolgten mit Spannung den Kampf. Bald schwenkten sie die blauen Fähnchen von Yale und riefen den Streitern in der Arena Ermunterungsrufe zu, bald schwenkten die andern die Orangefähnchen von Princeton. Man sah die Kämpfer rennen, stürzen, zu Knäueln sich verwickeln und wieder entwirren; Verletzte oder Schwachgewordene wurden herausgetragen, bis endlich nach zweistündigem Kampfe der Sieg entschieden war.

Nach dem Kampfe dann in den Wirtshäusern ein ungewöhnliches Treiben. Studierende, die monatelang keinen Tropfen Bier getrunken hatten, entfalten nun einen gewaltigen Durst und bekunden eine Leistungsfähigkeit sondergleichen. Ein junger deutscher Student hat mir erzählt, wie es im Ratskeller zu New Haven nach dem Kampfe zwischen Harvard und

Digitized by Google

Yale zuging: Der Neueintretende wurde von seinen Freunden laut begrüßt, Semmeln flogen ihm entgegen, dann und wann auch ein Salzfaß. Bis tief in die Nacht hinein dauerte das tolle Gelage, und mancher Student ist bis zum Morgen nicht aus den Kleidern gekommen. Da war Sonntag, und nun zogen die übernächtigen Gestalten mit den jungen Damen ihrer Bekanntschaft, die von weit her gekommen waren, die selbst eine vierundzwanzigstündige Eisenbahnfahrt von Chicago nicht gescheut hatten, zur Kirche.

Die großen Fußballspiele der Universitäten sind die großen Nationalspiele der Amerikaner, welche wochenlang die öffentliche Meinung beschäftigen können. Die Fußballspieler gelten bei der Jugend als wahre Heroen; sie werden verehrt von ihren Kommilitonen und angebetet von den jungen Mädchen. Eine Universität, die bei einigen Fußballspielen schlecht abgeschnitten hat, sucht solche Helden an sich zu ziehen, um den Sieg wieder an ihre Farben zu knüpfen. Es gibt auch Fußballrecken, die schließlich aus ihrer Kunst ein Geschäft machen und professionelle Spieler werden. Nicht mit Unrecht erblicken einsichtige Männer in dem Umfang, den die Pflege des Fußballspieles angenommen hat, eine Gefährdung des ernsten Studiums. Sicher ist, daß ein großer Teil der amerikanischen Studenten sich mehr zu Raufbolden entwickelt als zu Gelehrten und Männern der Wissenschaft, und daß sich so mancher junge Mann sein Lebensideal tief stellt, indem er Fußballspieler werden will.

Gewiß ist der Sport etwas sehr Nützliches: er schult den Körper und erzieht zu einer gewissen Behendigkeit des Geistes; hierin ist er dem bloßen Turnen überlegen. Wir freuen uns, daß manche Sportarten, wie beispielsweise der Bergsport, an unsern Universi-

Digitized by Google

täten mehr und mehr Pflege finden. Aber der deutsche Sport besteht nur in einem Wetteifer der Einzelnen untereinander; der amerikanische Sport ist stets ein Kampfspiel. Das Fußballspiel ist ein Gegenstück zu unsern Mensuren. Während man aber diesen immerhin einen gewissen ritterlichen Charakter anerkennen kann, artet das Fußballspiel recht häufig in eine bloße Prügelei aus, und alljährlich geht eine Anzahl junger Leben dabei zugrunde. Der Sport als Kampfspiel liegt dem Deutschen fern. In bezug auf dessen Pflege stehen die amerikanischen Studenten ganz auf dem Boden der englischen.

7 Als Austauschprofessor

Denke ich an die Zeit zurück, die ich als Austauschprofessor in Nordamerika verbracht und als Kaiser-Wilhelm-Professor in New York an der Kolumbia-Universität gelehrt habe, so tauchen freundliche bunte Bilder vor mir auf, die alle auf einen Grundton gestimmt sind: Gastfreundschaft, herzliches Entgegenkommen, liebenswürdige Aufmerksamkeit. So war es im Kreise der Kollegen, in dem ich in New York verkehrte, so in den wissenschaftlichen Kreisen von Washington, das ich besuchte, so in den Familien, bei denen ich ein und aus ging. Überall herrschte der gleiche Enthusiasmus für Herstellung internationaler Beziehungen; fast überall traf ich warme Wertschätzung deutscher Wissenschaft — gelegentlich selbst hohe Bewunderung. Förmlich beladen mit Auszeichnungen bin ich heimgekehrt.

Aber der Kreis, in welchem diese freundliche Stim-

Digitized by Google

mung herrschte, war doch nur ein kleiner. Daß man nicht überall sympathisch über Deutschland dachte, lehrte mich am Tage nach meiner Antrittsvorlesung die New Yorker „Times". Ich hatte eine geographische Parallele zwischen Europa und Nordamerika gezogen und dabei eingeflochten, daß der Name „Amerika", da er sich von Amerigo Vespucci herleite, eigentlich ein deutscher und dasselbe sei wie „Emmerich". Dieser bedeute nach älterer Meinung „Reich an Brotfrüchten", was ja für Amerika recht zutreffend sei. Hierzu bemerkte die New Yorker Times in einer kurzen Notiz: Möge auch der Name Amerika ein deutscher sein, so bedeutet dies nicht, daß sich irgendwelcher Einfluß Deutschlands auf Amerika geltend machen solle. Ein solches Vorhaben müsse entschieden zurückgewiesen werden. — Für eine solche Äußerung hatte meine Rede nicht den leisesten Anhalt geboten. Es war klar, daß die Anbahnung enger Beziehung zwischen deutschen und amerikanischen Gelehrten, welche durch die Austauschprofessoren erstrebt wurde, nicht überall erwünscht war, namentlich auch nicht von der New Yorker Times, die im Kreise der Kollegen an der Kolumbia-Universität besonders gelesen wurde, und die auch ich regelmäßig gelesen habe, weil sie unter den großen New Yorker Zeitungen die am wenigsten deutschunfreundliche war. „Herald" und „Sun" leisteten bereits 1908/09 Erkleckliches an Verunglimpfung und Beschimpfung von Deutschland.

Im Kreise der New Yorker Kollegen waren einige ausgesprochene Freunde der deutschen Kultur und der deutschen Wissenschaft. Die ehrwürdige Persönlichkeit von B u r g e ß trat in dieser Hinsicht besonders hervor. Er hielt am 5. Januar 1909 vor der Germanistischen Gesellschaft von Amerika seine vielbeachtete Rede über den Deutschen Kaiser und die deutsche Regierung, in

Digitized by Google

welcher er den Kaiser pries und ausführte, daß eine parlamentarische Regierung noch weniger für die Vereinigten Staaten von Deutschland als für die Vereinigten Staaten von Amerika passe. Ich war unter den wenigen Anwesenden im großen Hörsaal der Kolumbia-Universität; meist waren es Frauen. Allerdings war das Wetter das denkbar schlechteste: es goß in Strömen, und dann ist der Verkehr in New York erschwert. Aber die Hörerzahl war doch erstaunlich gering. Offenbar zogen weder Burgeß, noch das Thema seiner Rede die großen Kreise New Yorks an, die ja sonst auch bei schlechtestem Wetter den Weg an eine Stelle zu finden wissen, wo sie Dinge erwarten, die sie interessieren. Burgeß steht mit seiner ausgesprochenen Deutschfreundlichkeit ziemlich einzeln da; ja, man spöttelte gelegentlich im Kreise der Kollegen etwas über seine Germanomanie; es fielen auch Äußerungen von geringerer Freundschaft über Deutschland, aber nie eine solche, die verletzend gewesen wäre. Sichtlich war der Universitätskreis geleitet von den gleichen Gefühlen allen fremden Vertretern der Wissenschaft gegenüber, und mit gleicher Freundlichkeit wie ich, wurde anfänglich wenigstens, der italienische Historiker Guglielmo Ferrero behandelt. Bei der Antrittsvorlesung, die wir beide nacheinander hielten, erntete er den größten Beifall, als er in einer Skizze der römischen Geschichte die Republik als beste Staatsform feierte. Bei solchen Extratouren konnte ich den Italiener natürlich nicht begleiten. Ich war auch sein Partner bei einem großen Abendessen, das Präsident Butler uns beiden gab. Er saß zur Linken des Präsidenten, ich zur Rechten. Gern ließ ich ihm gleichwohl den Vortritt, da er stets Schwierigkeiten hatte, sich mit seinem mangelhaften Englisch verständlich zu machen.

Digitized by Google

Das Deutsche Haus, in dem kurz vor dem Kriege die deutschen Austauschprofessoren wohnten, war im Winter 1908/09 noch nicht vorhanden, und ich stand vor der Frage: wie mich am besten unterbringen. Im Hotel zu wohnen, war nicht nach meinem Geschmack. Ich sah mich also nach einer möblierten Wohnung um und fand sie nach kurzem Suchen in einem Hause, wo eine Menge Professoren ihre Quartiere hatten. Mit zweien trat ich in nähere Beziehung. Der eine lebte als Strohwitwer während vier bis fünf Tagen in New York, um am Sonntag hinauszufahren zu den Seinen auf das Land, die die Farm seiner Vorfahren bewirtschafteten. Der andre war damals noch Junggeselle; jetzt ist er verheiratet und Präsident einer westlichen Universität. Jeder hatte ungefähr so viel — oder besser so wenig — Platz wie ich in meiner Wohnung. Ich im sechsten, die andern im fünften Stock des Hauses. Ich blickte über die niedrigen Nachbarhäuser bis auf die Palisaden am Hudson; doch war der Ausblick immer durch die eisernen Feuerleitern gestört. Morgens frühstückten wir zusammen; eine Mulattin bediente uns, die im niederen Nachbarhause wohnte. Da wurden die Ereignisse des letzten Tages nach den Zeitungen besprochen.

Mittags aß ich im Fakultätsklub in einem kleinen Hause neben dem Hauptgebäude der Universität. Universitätslehrer aller Art, Professoren, Lektoren und Assistenten speisten dort. Man setzte sich hin, wo gerade ein Platz frei war und nahm ein Gabelfrühstück ein, das billig und nicht gerade schlecht war. Ich hatte dort eine vorzügliche Gelegenheit, Bekanntschaften zu machen und mich mit vielen Leuten in der ungezwungensten Weise zu unterhalten. Die Leichtigkeit des Verkehrs zwischen älteren und jüngeren Universitätslehrern hat

Digitized by Google

mir ganz besonders zugesagt. Nach dem einfachen Mahle ging man wohl hinauf in den ersten Stock, um bei einer Tasse Kaffee Schach zu spielen. Abends war ich gewöhnlich eingeladen, häufig bei Professoren der Universität, und fand die meisten in ähnlicher räumlicher Beschränkung wohnend, wie es in meinem Hause der Fall war. Einen Abend in der Woche war ich regelmäßig bei mir selbst eingeladen, um mich sammeln zu können und die vielen Eindrücke in mir zu verarbeiten. Manchmal sah ich auch Gäste bei mir. Ab und an kehrten abends beim Nachhausegehen Kollegen bei mir ein, um ein Glas Bier zu trinken, dann wurde die Unterhaltung deutsch geführt. Zu Weihnachten lud ich einige deutsche Studenten zu mir. Auch Karl Hauptmann kam. Im engsten Kreise feierten wir das Fest unter einem elektrisch beleuchteten Christbaum und gedachten der Heimat.

Als Arbeitszimmer war mir ein Zimmer im geologischen Laboratorium zugewiesen. Da schlug ich meine wissenschaftliche Werkstätte auf und richtete mein Bureau ein. Ein gewandter Student tippte die zahlreichen Briefe, die ich ihm zu diktieren hatte. Meine Vorlesungen über Morphologie der Erdoberfläche hielt ich im geologischen Hörsaal ab, die öffentliche über das Deutsche Reich im großen Auditorium der Schermerhornhalle, in der Geologie, Paläontologie und Anthropologie untergebracht waren. So war ich im selben Hause mit dem Deutschen Boas, dem Deutschamerikaner Grabau und dem Geologen Kemp, welcher sich meiner in ganz besonderer Weise annahm. Wir waren alte Studienkollegen von München her. Seither hat er in Amerika eine äußerst angesehene Stellung erlangt. Mit ihm habe ich sowohl in der Universität, als auch in seinem Heim so manche köstliche und anregende

Digitized by Google

Stunde verbracht; in aufrichtiger Freundschaft und Dankbarkeit gedenke ich seiner und seiner Familie. Der Diener in der Schermerhornhalle war ein langsamer Mann. Es kam schließlich heraus, daß er ein Deutscher war aus Schleswig. Aber er hatte in den fünfundzwanzig Jahren seines Lebens in New York das Deutsche fast gänzlich verlernt; wir sprachen nur englisch miteinander.

Die Studenten haben meine Vorlesungen, die ich englisch hielt, nicht gerade eifrig besucht. Dagegen waren sie regelmäßig bei meinen Übungen, die ich donnerstagabends im Geologischen Laboratorium abhielt. Frau Kemp brachte gleich nach dem ersten Abend ein ganzes Teegeschirr; während ich über Wert und Nutzen und die Art der Landkarten sprach, kochten einige Studentinnen Tee, und wir blieben in der Regel noch einige Zeit nach den Übungen zusammen, uns unterhaltend. Ich kam den Studenten näher, die aus allen Teilen Amerikas stammten. Da war ein junger Kalifornier, da ein Mädchen aus Hawaii, auch ein Mormone, natürlich viele aus den atlantischen Staaten. Der letzte Abend war ein ordentliches Abschiedsfest. Ich schrieb an die Tafel: „Good bye." Nach Wochen schickte mir Kemp die Photographie dieser Worte — sie hätten lange an der Tafel gestanden, dann hätten sie schließlich doch weggelöscht werden müssen.

Man scheint mit meinem Lehrerfolge zufrieden gewesen zu sein; denn bald, nachdem ich New York verlassen hatte, wurde auf Grund eines Antrages von einigen Kollegen und mir eine Professur für Geographie errichtet. Das war nötig; denn die Unwissenheit der Studierenden auf geographischem Gebiete war, sobald außeramerikanische Länder in Betracht kamen, eine über-

Digitized by Google

raschend große. Von Europa und europäischen Zuständen hatten die meisten gar keine Ahnung, und ganz köstlich waren die Vorstellungen, die sie sich in politischer Hinsicht machten. Der Reporter einer Studentenzeitung kam, um mich zu interviewen, und zwar über die interessanteste Persönlichkeit, welche Deutschland für den Amerikaner hat, nämlich über den Kaiser. Er stellte sich ihn als einen unbegrenzten Machthaber vor. „Sie sind doch Beamter?" frug er, und als ich ihm dies bejahte, fuhr er fort: „Was werden Sie tun, wenn der Kaiser Sie entläßt?" Er war ganz erstaunt, wie ich ihm sagte, daß dies nicht ohne weiteres möglich sei, und daß der Deutsche Kaiser keine größere Macht in sich vereinige, als der Präsident der Vereinigten Staaten.

Die amerikanischen Austauschprofessoren, die in Berlin gewesen sind, haben immer ausgesuchte Aufmerksamkeit von seiten unsres Kaisers erfahren; denn sie lasen hier an einer Staatsuniversität. Die deutschen Austauschprofessoren in Harvard und Kolumbia konnten solche Aufmerksamkeiten von seiten des Präsidenten der Vereinigten Staaten nicht erwarten; denn sie lasen an privaten Lehranstalten. Das wurde mir in New York alsbald von deutscher Seite mitgeteilt. Gleichwohl erschien es mir schicklich, als ich beim Weggang von New York durch Washington kam, den Paten der Berliner Roosevelt-Professur zu besuchen; kannte ich den Präsidenten doch von früher her. 1904 war ich bei ihm gewesen, um ihn zu interessieren für die Ausführung einer einheitlichen Weltkarte. Da hatte ich die große Geschicklichkeit bewundert, mit der er mich und eine gleichzeitig gekommene Deputation behandelte. Er führte mich in sein privates Arbeitszimmer, entschuldigte sich dann, um sich der Deputation im gewöhnlichen Empfangszimmer zu

Digitized by Google

widmen. Er empfing also die Deputation vor mir, und zeichnete mich dadurch aus, daß er mit mir in seinem Privatzimmer sprach. Er ist damals mit voller Aufmerksamkeit meinen Ausführungen gefolgt und hat sehr verständnisvolle Fragen gestellt. Die Vereinigten Staaten haben alsbald daraufhin an der Weltkarte mitzuarbeiten begonnen. — Jetzt, wo ich kam, von demselben amerikanischen Freunde wie früher eingeführt, nachdem ich ein Semester lang Kaiser-Wilhelm-Professor gewesen war, war der Empfang ein ganz andrer: Roosevelt ließ mich kaum die Begrüßungsworte ausreden und sagte: „Ich freue mich stets, Repräsentanten des so ehrwürdig alten und doch so jugendfrischen deutschen Volkes zu sehen." Ein Fräulein in weißer Bluse stenographierte die Worte nach. Kaum konnte ich noch ein paar Worte über die Weltkarte sagen, und die Audienz war zu Ende. Es ist mir noch heute leid, um sie nachgesucht zu haben. Ich hatte durchaus den Eindruck einer starken Verflachung im Wesen von Roosevelt seit 1904, und auch den weiteren Eindruck, als ob die Worte, die er an Professor Burgeß zu dessen Antrittsrede als Austauschprofessor am 27. Oktober 1906 gerichtet hatte, von ihm einigermaßen vergessen waren. Am 12. Oktober 1906 hatte er aus dem Weißen Hause an Professor Burgeß geschrieben: „Die historische Freundschaft, erst zwischen Preußen und den Vereinigten Staaten und dann, als Preußen das große Deutsche Reich begründete, zwischen diesem mächtigen Reiche und den Vereinigten Staaten, ist nie abgebrochen, sogar niemals im geringsten erschüttert worden. Sie nahm ihren Anfang in der gegenseitigen Hochschätzung und in dem gegenseitigen Wohlwollen, welche zwischen Washington und Friedrich dem Großen damals schon bestanden, und wurde gleich

Digitized by Google

durch die Tatsache befestigt, daß Preußen allein unter allen europäischen Mächten sich willig zeigte, Handelsbeziehungen mit uns, während der Periode unsrer Not und Schwäche, in den schweren Jahren zwischen 1783 und 1789, anzuknüpfen und einen Handelsvertrag mit uns zu schließen. Schon während der Kolonialperiode unsrer Geschichte gab es einen großen deutschen Bestandteil unter unserm Volke, und Männer deutscher Geburt und Abstammung leisteten uns während der Periode der Revolution große und erfolgreiche Dienste als Führer, sowohl im Kriege als im Frieden. Steuben schulte die Revolutionsarmee und Mühlenberg war der erste Sprecher des Repräsentantenhauses. — Seit der Revolution hat es fast unausgesetzt eine deutsche Einwanderung hierher gegeben, welche sich von größter Wichtigkeit für die Bevölkerung unsrer Nordwestterritorien erwiesen hat. Die Männer deutscher Geburt und Abstammung waren beinahe insgesamt der Union mit Leib und Seele ergeben und der Sklaverei äußerst feindlich. Durch ihre mächtige Hilfe wurden die Nordwestterritorien zu freien Staaten gemacht, welche das Herz der Republik bildeten. Beim Ausbruch des Bürgerkrieges verdankten wir es den Männern deutscher Geburt oder Abstammung, daß Maryland, Missouri und sogar Kentucky fest zur Union hielten, und während dieser furchtbaren Periode leisteten sie uns in Rat und Tat Dienste, welche nie zu vergessen sind."

Ich habe dann Roosevelt wieder gesehen, als er bei seiner Rückkehr von Afrika in der Aula der Berliner Universität sprach. Mit gänzlich heiserer Stimme trug er Plattheiten vor, und um diesen Nachdruck zu verleihen, schlug er mit der geballten Faust auf das Rednerpult. Vor die Seele trat mir ein köstlicher Abend, den man mir beim Scheiden als Silliman

Digitized by Google

Lecturer an der Universität Yale gegeben hatte. Es war gerade in der Zeit der Wahl von Taft. Ein jüngerer Kollege karikierte einen Volksredner, der dann und wann zur Bekräftigung seiner Schlagworte mit der geballten Faust aufs Katheder haute; genau so tat es Roosevelt in der Aula der Berliner Universität in Gegenwart des Kaisers. Nie habe ich einen größeren Niedergang einer Persönlichkeit gesehen wie bei Roosevelt.

In verschiedener Weise ist der Gedanke der Austauschprofessoren diesseits und jenseits des Atlantischen Ozeans aufgegriffen worden. Wir haben uns in Deutschland gemüht, dadurch engere Beziehungen zu Amerika herzustellen. In Amerika hat man Austauschprofessoren von Deutschland, Frankreich und England, sowie Gäste aus Italien bezogen; man hat mit stolzer Genugtuung gesehen, daß die Gelehrten von ganz Europa kamen, um in Amerika vorzutragen. Der Gedanke an irgendwelche Annäherung an die eine oder andre Nation lag dabei den maßgebenden Kreisen fern. Es schmeichelte ihnen, daß auch die deutsche Wissenschaft teilnahm an dem Kampfe der Vorträge; es war ihnen willkommen, daß der amerikanische Student billig und ohne Geld ins Ausland tragen zu müssen, deutsche Wissenschaft in Amerika kennen lernen konnte. Aber am größten war die Genugtuung darüber, daß amerikanische Professoren gleichberechtigt mit den deutschen in Berlin lesen konnten und der Gegenstand allerhöchster Auszeichnungen waren.

Bedürfte es noch eines Beweises dafür, daß es den amerikanischen Universitäten bei den Austauschprofessoren weniger um die Berührung mit Deutschland, als mit der Außenwelt überhaupt zu tun war — wobei das wissenschaftliche Interesse erst in zweiter

Digitized by Google

Linie stand —, so hat ihn seit Ausbruch des Krieges die angesehenste unter den alten amerikanischen Universitäten, die Harvard-Universität zu Cambridge, geliefert. Kaum waren die deutschen Truppen in Belgien eingerückt und die Professoren der Löwener Universität geflohen, so bot ihnen Harvard die Möglichkeit zur Entfaltung einer Lehrtätigkeit auf amerikanischem Boden. Wissenschaftliche Gründe können dafür nicht maßgebend gewesen sein. Die Universität Löwen steht ihrem Range nach nicht gerade hoch, und daß die streng republikanische amerikanische Universität mit einer katholischen in engere Fühlung trat, widerspricht durchaus der sonst in Amerika deutlich hervortretenden Abneigung der freien Stiftungsuniversitäten, sich mit den konfessionellen auf eine Linie zu stellen. Das ganze war eine politische Demonstration gegen Deutschland. Die angesehenste U.S.-amerikanische Universität wollte ihren Glauben an die deutschen Greueltaten in Belgien öffentlich bekunden. Auch versprach man sich offenbar eine gewisse Steigerung des Ansehens der Universität dadurch, daß man Flüchtlingen half, was in U.S.-Amerika immer als Humanität gilt. Die in vielen schönen Toasten gepriesenen engen Beziehungen zu Deutschland und zur deutschen Wissenschaft waren mit einem Male vergessen. Präsident Lowells Vorgehen war kein neutrales und hat gleich nach Kriegsausbruch einem weiteren Professorenaustausch zwischen Deutschland und Harvard den Boden entzogen. Aber er dürfte auch schwerlich mit anderen U.S.-amerikanischen Universitäten wieder aufleben. Will U.S.-Amerika wieder Fühlung gewinnen mit deutscher Kultur, so mögen U.S.-amerikanische Studenten sie auf deutschen Universitäten suchen.

Digitized by Google

8 Zwei internationale Kongresse

In einigen Städten der Vereinigten Staaten gibt es alte Körperschaften zur Pflege der Wissenschaften. Sie tragen meist einen ausgesprochenen örtlichen Charakter. Erst mußten in der Zeit der zu Ende gehenden Landnahme in Museen, Bibliotheken und Universitäten zahlreiche Stätten der Wissenschaft begründet worden sein, als daß sich das Bedürfnis nach umfassenderen wissenschaftlichen Vereinigungen sowie nach Wanderversammlungen geltend machte. Sehr spät erst ist es zur Begründung einer amerikanischen Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften nach dem Vorbilde der britischen gekommen, die ihrerseits in den Bahnen des deutschen Naturforschertages wandelt. Wenig früher sind geologische, botanische und andre Fachgesellschaften entstanden mit wandernden Jahresversammlungen. Während aber bei uns der große Naturforschertag und die einzelnen Fachversammlungen auseinandergegangen sind, und trotz aller Bemühungen nur wenig Fühlung miteinander haben, hat sich diese in Amerika herstellen lassen. Um die Jahreswende tagt die amerikanische Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften nunmehr am selben Orte und zur selben Zeit wie viele Fachgesellschaften. Ihrer Versammlung konnte ich in den letzten Dezembertagen 1908 in Baltimore beiwohnen, und mit Vergnügen denke ich daran zurück.

Wissenschaftliche Versammlungen sollen vor allem die persönliche Berührung der Gelehrten untereinander ermöglichen, diese sollen sich gegenseitig kennen lernen. Dies wird in U.S.-Amerika dadurch erleichtert, daß

Digitized by Google

die einzelnen Besucher als Abzeichen die laufende Nummer erhalten, unter welcher sie im Mitgliederverzeichnis erscheinen. Wenn man einem Kongreßteilnehmer begegnet, sieht man sofort an der Stelle, wo französische Gelehrte auch am Hausrock die Rosette der Ehrenlegion zu tragen pflegen, seine Nummer; es genügt ein Blick in die Liste, um zu wissen, wer es ist. Das ist praktisch und nachahmenswert. Auch eine andre Einrichtung habe ich schätzen gelernt, nämlich die Zusammenkunft am runden Tisch. Es finden sich die Mitglieder einer Vereinigung in zwangloser Weise um einen großen runden Tisch zusammen. Die zuerst Gekommenen nehmen am Tische selbst Platz, die später Kommenden schalten sich in einem zweiten Kreise zwischen sie, die zuletzt Angelangten stehen ringsrum. Jüngere machen den Älteren freiwillig Platz, so daß diese dann in den innersten Kreis kommen. Man wählt einen Obmann und nun beginnt eine durchaus zwanglose, aber in streng parlamentarischen Formen sich bewegende Aussprache. Ich bin Zeuge gewesen, wie recht schwierige Gegenstände dabei in der glücklichsten Weise erörtert worden sind. Die Ansicht der Anwesenden stellt man auf Verlangen durch Probeabstimmungen fest. So wird den eigentlichen Versammlungen in ähnlicher Weise erfolgreich vorgearbeitet wie der Versammlung des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins durch die Vorbesprechung. Auch über rein wissenschaftliche Fragen findet ein Meinungsaustausch am runden Tische statt. Sonst gleichen die amerikanischen wissenschaftlichen Versammlungen den deutschen; es gibt Hauptsitzungen und Sektionssitzungen; es gibt anerkannte und gefürchtete Redner, es gibt wirklich arbeitende Gelehrte und bloße Kongreßbesucher; es spricht sich im Nu herum, wer der Crank

Digitized by Google

ist, der sich bemüht, immer und überall zu Worte zu kommen; er spricht vor leeren Bänken.

Sehr spät erst sind die großen internationalen Kongresse nach U.S.-Amerika gegangen. Zuerst wohl 1891 der Geologenkongreß, welcher durch seine großen Exkursionen in den fernen Westen zahlreiche Besucher aus Europa anzog und bei vielen Teilnehmern einen tiefen Eindruck hinterlassen hat. 1904 war der achte internationale Geographenkongreß in Amerika. Seine Veranstaltung wird mir unvergeßlich bleiben. Er traf sich vom 7. bis 10. September in Washington, setzte seine Verhandlungen nach einem Ausflug auf den Potomac am 12. September in Philadelphia und am 13. und 14. September in New York fort, dann folgten Exkursionen auf dem Hudson und bei den Niagarafällen, ein neuerlicher Sitzungstag am 17. September in Chicago, und am 19. bis 21. September tagte der Kongreß gleichzeitig mit dem Kongreß der Wissenschaft und der Künste in St. Louis. Es war also wirklich ein reisender Kongreß, eine Wanderversammlung im wahrsten Sinne des Wortes. Für eine wirkliche wissenschaftliche Aussprache war nur in Washington dürftige Gelegenheit geboten, sonst gab es im wesentlichen nur Empfänge mit den üblichen Begrüßungsreden und der Bewirtung durch Tee, Limonaden, Ice cream, italienischen Salat und Butterbrötchen. Selten nur wurden einige, meist dürftige Worte über den Aufenthaltsort gesagt, durch den man in der Regel auf Aufsichtswagen herumgefahren wurde; für Führung in der Natur war so schlecht vorgesorgt, daß ich als Europäer am Niagarafall eine Gruppe zu führen gebeten wurde. Unwürdig war der Schluß des Kongresses im Lärm der Weltausstellung zu St. Louis. Peary sprach über eine geplante Erreichung

Digitized by Google

des Poles. Im Nebensaale war eine Musik, die den Redner so laut übertönte, daß ein andrer Saal aufgesucht werden mußte.

Die aus Europa Gekommenen waren während dieser Kongreßreise Gäste, und zwar in Philadelphia und in New York der dortigen geographischen Gesellschaften. Sie wurden in großen Hotels bewirtet und untergebracht. Mit Mitteln wurde dabei nicht gespart und sehr aufmerksam war das Willkommen in Philadelphia. In New York wurden wir in sehr später Abendstunde in das Endicott Hotel gebracht, wo Quartier für uns bestellt, aber nicht gesichert worden war. Kein Vertreter der New Yorker Gesellschaft war zugegen. Der Wirt war förmlich erschrocken, als er uns in hellen Haufen kommen sah, bat um einen Augenblick Geduld, er werde uns schon unterbringen; nach einer Weile erhielten wir Anweisungen auf Zimmer. Eine junge Dame kam alsbald ganz empört wieder in die Halle zurück. Es war ihr nicht bloß dasselbe Zimmer, sondern auch dasselbe Bett angewiesen worden, wie einem männlichen Kongreßteilnehmer; der Wirt hatte in seiner Aufstellung die breiten zweischläfrigen Betten als zwei Betten gezählt und verteilt. Ich selbst wurde in einem finstern Alkoven untergebracht, der durch einen Vorhang vom Nachbarzimmer geschieden war; hier schlief ein Ehepaar in einem großen Familienbette; die Waschgelegenheit war uns gemeinsam. Todmüde von einem langen Tage fanden wir uns für eine Nacht in diese unschickliche Art der Unterbringung. Dann bekam ich ein Zimmer für mich, oder besser ein Käfterchen, dessen Fenster sich gegen einen schmalen Schlitz des Hauses öffnete. Dicht davor führte die Hochbahn. Bis spät in die Nacht hielt mich das Rollen der Züge wach und früh am Morgen wurde ich dadurch geweckt.

Digitized by Google

Sehr gering habe ich die damals in New York erwiesene Gastfreundschaft geschätzt.

An den fahrenden Kongreß knüpfte sich noch eine Exkursion nach Mexiko, deren Kosten verlockend niedrig angesetzt waren, weswegen man sich über die Dürftigkeit des Programms hinwegsetzte. Es stellte sich dann unterwegs heraus, daß ein solches überhaupt fehlte; alles wurde erst unterwegs telegraphisch vorbereitet; man lernte zwar die Findigkeit des Reisemarschalls schätzen, der selbst in den schwierigsten Lagen einen Ausweg wußte, reiste schließlich aber doch ziemlich teuer. Kaum waren wir einige Tage unterwegs, so frug er leise beim einen oder andern, ob wir nicht vorzögen, nach Kalifornien zu gehen anstatt nach Mexiko. Es stellte sich heraus, daß die freie Fahrt nach Mexiko, welche die Voraussetzung der ganzen Exkursion bildete, noch nicht bewilligt worden war. Erst im letzten Augenblicke traf ihre Genehmigung ein. Wir fuhren vom Grand Cañon programmäßig nach El Paso. In den Wüsten von Neu-Mexiko ging ein Wolkenbruch nieder. Weithin wurde das Land überschwemmt. Die abrinnenden Wasser zerstörten an einigen Stellen den Bahndamm. Der Zug blieb an einer Ausweichstelle stehen, wo schon ein andrer wartete, und kam durch vierzig Stunden nicht weiter. Unterdessen gingen die Lebensmittel des Speisewagens zu Ende. Man entdeckte im Gepäckwagen des einen Zuges frisches Fleisch und Kartoffeln. Ein Mitreisender, der sich lange Zeit als Goldsucher im fernen Westen herumgetrieben hatte, briet auf der Kohlenschaufel der Lokomotive über deren Feuer die köstlichsten Beefsteaks, die uns frisch erhielten, bis von einer Nachbarstation eine Dräsine Butterbrötchen brachte. Mit zweiundfünfzigstündiger Verspätung langten wir in Mexiko an und wurden

Digitized by Google

hier auf das freundlichste begrüßt. Präsident Porfirio Diaz empfing uns im Regierungspalaste. Der Reisemarschall stellte uns vor. Unsre Namen kannte er wohl, aber unsre Herkunft nicht sicher. Einen Tschechen stellte er vor als kommend von Prag in Ungarn, einen Wiener als Preußen. Allgemeine Heiterkeit herrschte bei uns allen über die geographischen Kenntnisse des Marschalls einer geographischen Exkursion. Was mag sich wohl Präsident Porfirio Diaz, welcher bei der ganzen Vorstellung würdevolle Haltung zeigte, über die Gewandtheit unsres U.S.-Amerikaners gedacht haben?

Während der Wanderzeit des Kongresses und während seiner Exkursion, also wochenlang, bekam ich nicht einen Brief von Haus. Ich hatte sie an den Kongreß nach Washington adressieren lassen, und dort das Bureau gebeten sie nachzusenden. Das war mir zugesichert worden. Aber weder in St. Louis noch in Mexiko erreichte mich eine Zeile. Erst lange nach Schluß der denkwürdigen Rundreise bekam ich die Heimatbriefe mehrerer Wochen in einem großen Briefe, der von Amerika in die Heimat gegangen war, und wieder über den Atlantischen Ozean zurückkam: das treffliche Bureau des Kongresses hatte alle seine Zusagen vergessen, und die an mich gerichteten Briefe nicht mir nachgesandt, sondern zurückgehen lassen.

Der achte internationale Geographenkongreß rankte sich um den großen Kongreß der Wissenschaft und Künste, welcher gelegentlich der Weltausstellung zu St. Louis am 19. bis 25. September 1904 stattfand. Es war eine umsichtig geplante, große Veranstaltung, die sich zum Ziele setzte, Berührungen zwischen den einzelnen infolge der unvermeidlichen Zersplitterung immer mehr auseinandergehenden Wissenschaften her-

Digitized by Google

zustellen. Es waren 127 Zweige ausgeschieden, die 24 Einzelwissenschaften untergeordnet waren. Diese ihrerseits waren in sieben Gruppen zusammengefaßt. Sieben Redner sollten über die Vereinheitlichung dieser sieben Gruppen vortragen. Tags darauf sollten je zwei Redner über die 24 Einzelwissenschaften sprechen, der eine sollte deren Grundauffassung und Methoden, der andre deren Fortschritte während des 19. Jahrhunderts behandeln. Dann sollten in 127 Sektionssitzungen von je einem Redner die Beziehungen einer Zweigwissenschaft zu ihren Nachbarn und von einem andern ihre gegenwärtigen Probleme besprochen werden. Es standen an 300 Vorträge in Aussicht; sollte auch keiner länger als 45 Minuten dauern, so war doch nur möglich in der Kongreßwoche höchstens einen Vortrag über die sieben Hauptgruppen, etwa drei Doppelvorträge über die 24 Einzelwissenschaften zu hören und vielleicht an acht von den 127 Sektionssitzungen teilzunehmen. Dadurch war die Erreichung des eigentlichen Zweckes der Veranstaltung sehr beschränkt.

Redner waren gewonnen aus der ganzen Welt, der vierte Teil aus Europa, und einem jeden der letzteren wurden Reise- und Aufenthaltskosten in solcher Höhe vergütet, daß die Sekunde des Vortrags mit achtzig Pfennig honoriert wurde. Es stand also ein Zusammentreffen mit Gelehrten aller Zonen und aller Wissenschaften in Aussicht; und wenn es auch befremdete, daß gerade die Hauptaufgaben, die Vorträge über die sieben Hauptwissenschaftsgruppen und die 24 Einzelwissenschaften ausschließlich von Amerikanern gehalten werden sollten, so konnte doch zwischen den Gelehrten der Alten Welt ein um so engerer Zusammenschluß erwartet werden. Es waren ihnen nämlich als Quartiere die Räume des neuerbauten Universitätsdormitoriums innerhalb der

Digitized by Google

Ausstellung selbst eingeräumt worden. Da konnte sich ja eine herrliche Gelehrtenrepublik entwickeln. Der Empfang in St. Louis war vielversprechend. Mitglieder des Begrüßungsausschusses waren am Bahnhofe, ergriffen unsre Handtaschen, sorgten für das große Gepäck und begleiteten uns hinaus in die weit entfernte Ausstellung zu unsern Schlafräumen. Ich teilte die Wohnung mit dem Dresdener Botaniker Drude. Ein jeder von uns hatte sein Schlafzimmer; gemeinsam hatten wir das Wohn- und Frühstückszimmer. Wir fühlten uns darin so vergnügt wie junge Studenten, die eine gemeinsame Bude bezogen hatten. Der nächste Morgen brachte für manche Europäer, die noch fremd waren in Amerika, eine Überraschung. Die zum Putzen herausgestellten Stiefel waren noch ebenso staubig, wie am Abend zuvor. Der berühmte französische Mathematiker Poincaré wurde ganz wild und äußerte sich in einer Deutlichkeit, die bei einem Deutschen als Grobheit gilt, bei einem Franzosen aber als Ausdruck seiner Lebendigkeit entschuldigt wird. Es war nicht leicht, ihn durch Hinweis auf den Umstand, daß uns Studenten bedienten, zu beruhigen. Sie brachten uns in höflicher Weise das Frühstück, das trefflich mundete. Peinlich war mir nur, daß mein großer Koffer, dessen Eintreffen mir als völlig sicher in Aussicht gestellt worden war, nicht anlangte. Ich war unbedingt auf ihn angewiesen, denn im Reiserock wollte ich doch nicht den Versammlungen des internationalen Kongresses beiwohnen. Ich wartete also, die Zeit verstrich und damit die Gelegenheit, den Präsidenten Woodrow Wilson der Universität Princeton über die Mannigfaltigkeit und Einheit der Geschichtswissenschaften vortragen zu hören, woran Wilson durch seine Unkenntnis des Deutschen nicht gehindert wurde.

Digitized by Google

Viel versäumt habe ich allerdings nicht, wie mich nachträglich das Studium des Kongreßberichtes vergewissert hat. Präsident Wilson bekannte sich als ein Anhänger der Synthese in der Geschichte; er entwickelte vor allem seine Ideen, wie die historischen Doktordissertationen zu machen seien und erörterte einige Verschiedenheiten der Auffassung, die zwischen ihm und andern Mitarbeitern an Lord Actons Cambridge Modern History zutage getreten waren. Der Universitätspädagoge kam mehr zum Wort als der Gelehrte. An die großen Probleme der Geschichtsforschung ging er gar nicht heran, die der Geschichtschreibung tat er mit den Schlußworten ab: „Wir wollen zu unsern Traditionen zurückkehren und unsre Kollegen von der Literaturgeschichte zwingen, daß sie von uns als wie von jenen schreiben, die Meister einer großen Kunst waren." Ob er das wohl für sich erreicht?

Nach langem Warten verließ ich das Dormitorium und wanderte durch die Administration Avenue zu den mächtigen Gebäuden der Ausstellung. Da begegnete ich einem Wiener Kollegen. Er sah ganz unglücklich aus. „Was fehlt Ihnen?" frug ich teilnahmsvoll. — „Mein Reisekoffer ist nicht angekommen; ich muß in meinem leichten Lüsterrock durch die Ausstellung gehen, ein Glück nur, daß mein langer Bart meinen unsauberen Kragen verdeckt." Nach wenigen Schritten begrüßte mich der Physiker Boltzmann mit den Worten: „Es ist unerhört, ich habe meinen Koffer immer noch nicht erhalten, auf den ich seit vorgestern warte." Und so ging es fort: nur ganz wenige der im Dormitorium untergebrachten fremden Gäste waren im Besitz ihres Reisegepäcks. Natürlich war bei keinem Interesse an den Sitzungen vorhanden; ein jeder wartete auf seinen Koffer, ging wer weiß wie oft

Digitized by Google

ins Dormitorium, um nachzusehen, ob er endlich gekommen sei.

So verstrich der erste Tag des großen internationalen Kongresses der Wissenschaft und Künste. So verstrich aber auch der zweite; der Zustand, in dem wir uns befanden, wurde immer weniger behaglich, da wir, in der Ausstellung wohnend, keine Möglichkeit hatten, die geringste Kleinigkeit zu kaufen; wir mußten eine Stunde auf der Straßenbahn nach der Stadt fahren, um einen reinen Kragen zu beschaffen. Am dritten Tage drohte einer unsrer ersten Gelehrten mit seiner sofortigen Abreise, wenn er nicht bis am Abend sein Gepäck erhielt. Es wurde ihm und uns allen zugesagt, daß es herbeigeschafft werde. Ein amerikanischer Freund riet mir, hierauf nicht zu bauen. Ich möchte lieber selbst doch einmal zum großen Hotel innerhalb der Ausstellung, zum Inside Inn, gehen; vielleicht läge dort mein Koffer. Der Rat war gut. Als ich dort anlangte, erklärte der Portier sofort, daß eine Menge Koffer vorhanden sei, nach denen niemand gefragt habe. Ich ging hinab in den Keller. Da war ein riesiges Kofferlager. Alsbald erkannte ich den meinen, und konnte nun endlich, nachdem der Kongreß halb vorüber war, die Kleider wechseln. Die Entdeckung war auch für meine Leidensgefährten wichtig. Die bahnamtlich zugelassene Rollfuhrgesellschaft, womit wir das amerikanische Transfer übersetzt haben, hatte das Gepäck der Kongreßteilnehmer pflichtschuldigst bis in die Ausstellung gebracht, wo es nicht weiter gelangen konnte, als bis zum Inside Inn. Hier war alles liegen geblieben. Es war niemand im Dormitorium, der uns auf diese Lösung hätte aufmerksam machen können; wir waren dort bloße Nachtgäste; irgend eine Persönlichkeit, die eine Auskunft hätte geben können, war nicht vorhanden.

Digitized by Google

Meinen Vortrag, dessentwegen ich eine Reise von über 7000 Kilometer gemacht hatte, habe ich noch im Reisegewand halten müssen. Die Hörerzahl war gering. In der ersten Reihe saßen Grove Karl Gilbert, der den Vorsitz in der Abteilung Erdwissenschaften führte, und Professor T. C. Chamberlin, der scharfsinnige Geologe von Chicago. Beide hörten aufmerksam zu, oder gaben sich wenigstens den Anschein, es zu tun; ich sprach natürlich, wie bei allen internationalen Versammlungen, grundsätzlich Deutsch, was beide nicht verstehen. Sonst mögen vielleicht noch zehn bis zwölf anwesend gewesen sein. Dann und wann füllte sich jedoch der kleine Hörsaal mit einer bunten Schar von Männern und Frauen. Sie hörten eine kurze Weile zu und gingen wieder hinaus. Dann kam nach einer Weile eine andre Schar, sah mich an, und verließ den Saal. Nachdem ich geendet, frug ich einen Amerikaner, was denn wohl die Leute mit ihrem kurzen Besuche meines Vortrages bezweckt haben könnten. „Ich sehe," antwortete er, „daß Sie nichts von den Führungen zu den Vorträgen wissen. Einige unternehmende Leute veranstalten solche, gegen Zahlung von fünfzig Cents die Person."

So war ich denn bei meinem Vortrage gleich andern zur Schau gestellt gewesen, und der ganze große internationale Kongreß der Wissenschaft und Künste war ebenso wie das Philippinenlager und die Burenkämpfe unter Cronje in der Arena ein Ausstellungsobjekt auf dem big show zu St. Louis! Es war kein glücklicher Gedanke gewesen, eine wissenschaftliche Versammlung in eine Ausstellung zu verlegen; da war viel zu viel Unruhe und Ablenkung und bei allem guten Willen, uns unterzubringen, keine gastliche Stätte für die Wissenschaft. Was der Kongreß hätte bieten können: persön-

Digitized by Google

liche Berührung kam im Trubel nicht zustande, und die Wissenschaft hat von ihm lediglich eine bändereiche Folge seiner Veröffentlichung, bei der der internationale Charakter ganz dadurch verloren gegangen ist, daß alle Vorträge ins Englische übersetzt worden sind. So gewandt der Amerikaner in seinen eigenen Versammlungen ist, so wenig gewachsen zeigte er sich den Aufgaben der internationalen Kongresse. Er sparte nicht mit Mitteln, aber es fehlte durchaus jene stille, opferwillige Arbeit, die bei uns das Bureau leistet. Man plante noch nie Dagewesenes, einen fahrenden Kongreß und einen Kongreß als Ausstellungsobjekt, ohne sich vor Augen zu halten, ob die Wissenschaft daraus Nutzen ziehen würde, vor allem aber, man hatte kein internationales Empfinden. Der Fremde, der des Englischen nicht kundig war, war angewiesen auf die freundliche Mithilfe seiner Kollegen; Englisch war die Sprache, die allein zum Ziele führte, worüber namentlich die Franzosen klagten.

Äußerst gering ist der wissenschaftliche Gewinn, den ich von beiden Kongressen heimgetragen habe. Dennoch ist mir wertvoll an beiden teilgenommen zu haben; denn sie eröffneten mir die Möglichkeit, so mancherlei zu sehen. Die Rundfahrt des Geographenkongresses zeigte nicht nur im Fluge große Strecken eines weiten Landes, sondern bot auch manche interessante Einblicke. Überrascht war ich, daß in West Point, dem Sitze der Militärakademie haltgemacht wurde. Als man vom Hudson hinaufstieg, wurde man höflich aber entschieden gebeten, die photographischen Apparate unten zu lassen, das Photographieren sei im Bereiche militärischer Anlagen nicht gestattet. Das war wirklich schade, daß ich kein Bild von der Parade aufnehmen konnte, die uns oben vorgeführt wurde. Die jungen

Digitized by Google

Kadetten standen in Reih und Glied in schmucken Uniformen, die durch zwei breite, über die Brust gekreuzte Ledergurte eines Tornisterchens ein malerisches Gepräge erhielt. Dann formierten sie sich im Zuge hintereinander oder nebeneinander; alles klappte vorzüglich, wie bei einem großen Ballett, an das mich die Parade erinnerte. Als Prinz Heinrich von Preußen drüben war, erzählte man mir, wurde ihm eine ähnliche Parade vorgeführt. Das Wetter war schlecht, der Boden des Exerzierplatzes durchweicht, so daß die Galoschen der Zöglinge im Schlamme stecken blieben. Was hätte, frug ich mich, ein Amerikaner dazu gesagt, wenn man ihm bei uns in Deutschland gelegentlich eines Kongresses eine militärische Parade gezeigt hätte? Würde er nicht über unsern Militarismus geklagt haben? Und wie hätte eine Amerikanerin bei uns aufbegehrt, wenn sie bei einer Parade nicht hätte knipsen dürfen? Hätte sie nicht von polizeilicher Bevormundung gesprochen?

Am ersten Morgen im Dormitorium zu St. Louis wurde ich geweckt durch ein militärisches Hornsignal. Ich eilte zum Fenster und sah vor mir ein militärisches Zeltlager. Da kampierte ein Regiment, vor dem Lager wehte das aufgepflanzte Sternenbanner und ging ein Posten auf und ab, der sich gern photographieren ließ. Wie Kunst und Wissenschaft war auch das Militär ein Ausstellungsobjekt auf der Weltausstellung in St. Louis. Wieder frug ich mich, welches Geschrei sich über Militarismus erhoben hätte, wenn solches bei uns geschehen wäre. An einer andern Stelle der Ausstellung stand ein großes Schiffsgeschütz, das von den Besuchern sehr angestaunt wurde. Einige Mannschaften wurden nie müde, es zu zeigen; kurz gefaßte Beschreibungen lagen auf, die als Andenken mitge-

Digitized by Google

nommen wurden. Es lag unverkennbar System in der Sache. Die Vereinigten Staaten machten auf der Weltausstellung Propaganda für Heer und Flotte. Diese Propaganda wurde vom Publikum mehr bewundert als der ganze große Kongreß für Wissenschaft und Kunst. Führungen für fünfzig Cents die Person waren nicht nötig.

9 Frauenstudium

Wie in jedem Koloniallande hat die Frau in den Vereinigten Staaten von Anfang an eine bevorzugte Stellung eingenommen. Sie war die Begehrte, denn die Männer waren stark in der Mehrheit. Das gilt auch heute noch; denn die Einwanderung brachte mehr Männer als Frauen ins Land. Als Gattin, Hausfrau und Mutter hat die U.S.-amerikanische Frau einen weiteren Pflichtenkreis als bei uns. Je mehr der Mann durch den Kampf ums Dasein in Anspruch genommen wird, desto mehr Aufgaben fallen der Frau im Hause zu. In den frühen Tagen der Republik bedurften die Kinder der Mutter ganz besonders, da für den Unterricht nur unzulänglich gesorgt war. Sie war ihre Lehrerin. Nach jeder Richtung hin hat sich die U.S.-amerikanische Frau während der Landnahme bewährt, mag sie uns manchmal auf dieser Seite des Ozeans etwas emanzipiert erschienen sein. Drüben erscheint sie auch heute in erster Linie entschlossen und tatkräftig. Nicht selten überragt sie den im Geschäftsleben aufgehenden Mann durch reichere Bildung des Geistes. Sie ist bei den Intellektuellen die Pflegerin der Kunst. Erst als sich große Reichtümer im Lande ansammelten, entwickelten sich bei vielen U.S.-ameri-

Digitized by Google

kanischen Frauen Putz- und Vergnügungssucht, sowie der Wunsch kinderlos zu bleiben.

Früher als in andern Ländern machte sich in den Vereinigten Staaten das Bedürfnis geltend, der Frau für ihren Lebensberuf als Gattin und Mutter eine gediegene Vorbildung zu geben. Schon zur Zeit der Landnahme, bereits im Jahre 1861, wurde nördlich von New York ein College für Frauen begründet. Vassar College steht heute nach mehr als fünfzigjährigem Bestehen in hoher Blüte. Ein Jahrzehnt später ward in den Neu-Englandstaaten ein zweites College ins Leben gerufen, das westlich von Boston gelegene Wellesley. Dann kam in Pennsylvanien 1880 unfern Philadelphia das große Frauencollege Bryn Mawr.

1904 habe ich Wellesley besucht. In einer halben Stunde brachte mich die Eisenbahn von Boston dahin. Im seenreichen Hügelland von Massachussets liegt das College inmitten eines großen Parkes. Im Grünen steht am Ufer eines kleinen Sees der mächtige Bau der College Hall mit den Räumlichkeiten für die Verwaltung, für Hörsäle, einige Laboratorien und Schlafgemächer für 273 Studierende. Beim Eintritt überrascht uns gediegene Eleganz. In der Mitte einer von zarten Säulen polierten Granits getragenen Halle steht eine Gruppe von Blattpflanzen, umgeben von Bildwerken aus Marmor. Solche zieren im Verein mit guten Ölgemälden auch den anschließenden Korridor, der uns zum Schmuckkästchen des Professorzimmers, und zur gutgeordneten, über 50 000 Bände zählenden Bibliothek führt. Hier arbeiten die Mädchen mit solchem Eifer, daß sie des eintretenden Gastes kaum gewahr werden; so sehr ist die Bücherei aufs Wissenschaftliche gerichtet, daß von Ludwig Ganghofers Werken kein Roman, keine Novelle, wohl aber seine Dissertation

Digitized by Google

über die Beurteilung, welche Fischarts „Gargantua“ in der Literaturgeschichte gefunden hat, sogar in zwei Exemplaren vorhanden ist. Wir steigen ins oberste Stockwerk in den Bereich der Naturwissenschaften; dort arbeitet Fräulein Professor Fisher mit ihren Studentinnen über die Entstehung der Kames von Massachussets; dort unterrichtet Fräulein Professor Wilcox Zoologie; dort leitet Fräulein Professor Bowers die anatomischen Arbeiten. Da sitzt eine Schar junger Mädchen, frisch und gesund, lebenslustig und froh aussehend, und jede hat vor sich eine tote Katze, die sie nach allen Regeln der Kunst seziert; dabei herrscht so gespannte Aufmerksamkeit, daß der fremde Professor auch nicht eines Blickes gewürdigt wird, selbstverständlich auch kein Meinungsaustausch nach seinem Fortgehen. Von der College Hall wandern wir zum Farnsworth-Kunstgebäude, einem hübschen Steinbau, innen eine Gemäldesammlung und ein gediegener kunsthistorischer Apparat, welcher gute Wiedergaben von bekannten Bildern als Zimmerschmuck ausleiht; seitdem dies geschieht, sind die bunten Plakate aus den Wohnzimmern in den Dormitorien so gut wie verschwunden. Nun zum chemischen Laboratorium, wo einige Mädchen hinter Retorten und Kolben experimentieren, und zur marmornen Sternwarte, wo uns Fräulein Professor Hayes, die Schwester des bekannten Geologen, empfängt und die schöne instrumentelle Ausrüstung erläutert. Wir kehren zum See zurück, da steht Stone Hall, ein großes Dormitorium, welches auch das botanische Laboratorium birgt, unweit davon die Wohnung der Präsidentin und die Houghton-Memorial-Kapelle, in deren geschmackvollem und bequemem Innern sich morgens Hunderte von Mädchen aus freien Stücken zur Andacht versammeln. Daneben,

Digitized by Google

dicht beim Spielplatz, die Musikhalle mit reichem musikhistorischem Apparat, mit Konzerthalle und Orgel, die gleich die der Kirche elektrisch betrieben wird. Wir betreten eine Halbinsel im See, da liegen freundliche Klubhäuser mit äußerst behaglicher innerer Einrichtung; gestern war ein Symposion, zwei Klubmitglieder fegen eben das Haus aus und rüsten sich, Geschirr abzuwaschen — Pflichten, die der Hausfrau in Amerika zufallen, wenn die Dienstboten ihren Ausgang haben. Wir treten hinaus an den See, blicken auf Stone Hall zurück, da liegt ein Bootshaus, von dem zur warmen Jahreszeit die Mädchen hinausrudern in den See, dort ist ein lauschiges Plätzchen, das einladet zum Nachdenken. Stimmung herrscht im ganzen, alles ist wie aus einem Guß, Landschaft und Gebäude passen zueinander, und die jugendfrohen Gesichter erglänzen ebenso vor Freude und Stolz bei der Arbeit, wie bei uns auf Bällen vor Vergnügen. Da ist nirgends Blaustrümpfigkeit; es herrscht freudiger Ernst bei Studierenden und Lehrenden; die Frau, welche sich den schönen Künsten oder der Wissenschaft hingibt, bleibt Frau, und der Lehrberuf erhält die Professoren in jugendlicher Frische.

1908 war ich in Bryn Mawr. Im Vergleiche zu Wellesley erscheint es feierlich und ernst. Verteilen sich dort die einzelnen Gebäude unregelmäßig in einen Park, so stehen sie in Bryn Mawr um einen großen Universitätskampus herum. Ist in Wellesley einige Abwechslung im Stile der Häuser vorhanden, so sind sie im großen Frauencollege von Pennsylvanien durchaus im Stile der englischen Universitätscolleges gehalten, und an Wales erinnert der Name. Er bedeutet hoher Hügel. Mehr als in irgend einer amerikanischen Universität trägt das Ganze einen klöster-

Digitized by Google

lichen Zug, welcher insbesondere beim Bibliothekgebäude zum Ausdruck kommt, an das sich ein regelrechter Kreuzgang anschließt. Wie in Princeton tritt man vom Bahnhof kommend durch einen hohen Torturm, den der Rockefeller Halle, in die Hochschule ein. Bis dahin machen sich die letzten Ausläufer des großstädtischen Lebens von Philadelphia geltend, zu dessen Vororten Bryn Mawr gehört. Vor dem Tore befinden sich Post, Gasthaus, sowie die unvermeidlichen Drogistenläden, deren Auslagen weiblichen Bedürfnissen entsprechen. Dann beginnt die Ruhe und Stille des College.

Aber von klösterlichem Leben ist in Bryn Mawr ebensowenig zu spüren, wie in Wellesley. Man sieht hier wie da dieselben frischen, jungen, wißbegierigen und fröhlichen Gesichter, die sich allerdings manchmal schon unter dem Barett der englischen Graduierten verstecken und aus dem Talar hervorschauen. Hier wie da werden körperliche Spiele gepflegt. In Wellesley sogar Fußball. Bryn Mawr besitzt ein stattliches Gymnasium mit Schwimmbad. Dem Unterschied in der äußeren Erscheinung beider Anstalten scheint ein innerer zu entsprechen. Wellesley, in dem die Kunst besondere Pflege findet, erscheint mir mehr als Erziehungsstätte für die zukünftige Frau. Bryn Mawr hingegen sieht aus, als wäre es im Begriffe eine Frauenuniversität zu werden. Es kommt mir mehr als ein Ausbildungsort für zukünftige Lehrerinnen vor. Hier wie da haben die Studentinnen eine gewisse Selbstverwaltung, die sich natürlich nicht auf Angelegenheiten des Unterrichtes erstreckt. Mit der ausgesprochenen Absicht, die Studierenden zur Selbstverwaltung zu erziehen, ist in Wellesley eine studentische Selbstverwaltungsgesellschaft begründet worden, und

Digitized by Google

in Bryn Mawr haben die Studentinnen selbst bestimmt, daß nach zehn Uhr abends der Ausgang nur unter dem Schutze eines Chaperons, einer veritablen Gardedame, geschehen dürfe. So zeitigt die Selbstverwaltung ganz gleiche Vorschriften wie bei uns das Herkommen. In Wellesley gibt es sogar eine Gastwirtschaft, einen Inn, für die Studentinnen. Natürlich darf man da nicht an Gelage denken; denn in allen Frauenhochschulen U.S.-Amerikas herrscht strenger Temperenzgeist. Überall haben ferner christliche Vereine der Studierenden Fuß gefaßt.

Von Bryn Mawr habe ich eines Tages eine Exkursion mit Studentinnen gemacht im Verein mit dem dortigen Professor der Geologie, Fräulein Florence Bascom. Wir gingen nach Atlantic City, dem modischen Seebade an der Küste zwischen Philadelphia und New York. Nicht wenig haben meine Kollegen in New York gelacht, als sie von dem deutschen Austauschprofessor hörten, daß er mit nicht weniger als mit acht jungen Mädchen am Orte des fashionabelsten Vergnügens gewesen sei. Allerdings war November. Vom eleganten Badeleben war die letzte Spur vorbei und recht einfach war die Mahlzeit, zu der ich meine Begleiterinnen einlud. Majestätisch rollte die See ihre Wogen auf den Strand. Es war eine prächtige Gelegenheit geboten, deren Wirkung zu studieren, was den jungen Mädchen ziemlich neu zu sein schien.

Als in der Zeit nach der Landnahme sich zahlreiche Männercolleges in Universitäten wandelten, blieben die drei großen Frauencolleges der östlichen Vereinigten Staaten auf ihrem alten Boden stehen. Aber es öffneten sich den Frauen die neuen Universitäten namentlich in der Mitte und im Westen des Landes. Überall ist hier das Koedukationssystem, nicht bloß auf

Digitized by Google

niederen und höheren Schulen, sondern auch auf den Universitäten zur Geltung gekommen. Es besteht dort kein Bedürfnis nach Frauencolleges. Man sieht dort in den Hörsälen der Universität ganz ebenso wie nun bei uns zahlreiche junge Mädchen. Anders im Osten. Die alten Universitäten Harvard, Yale und Princeton blieben den Frauen verschlossen. Selbst Kolumbia öffnete seine Pforten ihnen nur im Lehrerseminar. Neben ihm ist eine Frauenhochschule Barnard College entstanden. Ebenso hat man in Cambridge, um den Frauen Universitätsstudium zu vermitteln, ihnen eine Art Ableger von Harvard gewidmet. Das ist Radcliffe College. Hier dozieren die Professoren von Harvard vor Mädchen, und diese können von zahlreichen Institutionen der Harvard-Universität Gebrauch machen. Dabei sind die Aufnahmebedingungen für Radcliffe dieselben wie für Harvard und das Lehrziel das nämliche. So hat denn das kleine Cambridge neben dem großen Boston zwei vollwertige Hochschulen im modernen Sinne des Wortes, deren männliche und weibliche Studenten nebeneinander mit gleicher Hingebung wissenschaftlichen Studien obliegen und darüber die Pflege des Körpers nicht vernachlässigen. Gegenüber dem Gymnasium von Harvard steht das von Radcliffe, und unfern der Dormitorien der Harvardfellows erhebt sich Bertram Hall, das erste Dormitorium für 25 Studentinnen von Radcliffe, ein schönes Vermächtnis, würdevoll in seinem Äußern und Innern.

Unter dem Eindrucke von Wellesley habe ich bereits 1905 ausgesprochen, daß in ihm die Einrichtung geschaffen sei, welche in idealer Weise die Erlangung einer höheren Erziehung der Frau ermöglicht, und ich wollte auch heute noch, daß wir in Deutschland ähnliche Anstalten hätten, um unsern Töchtern dann, wenn

Digitized by Google

sie keinen bestimmten Erwerbsberuf ergreifen wollen, Hochschulbildung zu vermitteln. Handelt es sich aber um die Ausbildung der Frau für höhere Berufszweige, dann erscheint mir die Universität als das Bessere. Hier können sich beide Geschlechter gegenseitig anspornen zu höheren Leistungen. Die jungen Männer durch ihre reichere Begabung, die Mädchen durch ihren größeren Fleiß. Seitdem wir nicht mehr bloß emanzipierte, sondern wirklich strebsame Mädchen auf unsern Universitäten haben, die hier nichts andres befriedigen wollen als ihren Wissensdurst, erscheint mir das Koedukationssystem als das beste für eine wissenschaftliche Hochschulerziehung beider Geschlechter, vorausgesetzt, daß wir den Mädchen zuliebe nicht die Anforderungen herabsetzen. Das ist bei einigen amerikanischen Universitäten des Ostens, namentlich bei solchen konfessionellen Charakters der Fall; da verknüpft sich innere Missionstätigkeit mit der Universität und findet ihre hauptsächliche Förderung durch die weiblichen Studierenden. Sie singen bei ihren Zusammenkünften fromme Lieder und suchen ihren Lesestoff in Erbauungsschriften. Dieser Geist überträgt sich vom Mädchen auf den Jüngling. Auf deutschen Universitäten ist davon Gott sei Dank nichts zu spüren.

Viel brennender als bei uns ist in U.S.-Amerika die Frage nach dem Verhältnis der studierten Frau zur Ehe. Noch ist Frauenmangel in den Vereinigten Staaten, und jede Frau, die sich durch ihren Beruf der Ehe entzieht, ist ein Verlust für den Staat. In dieser Hinsicht steht es in U.S.-Amerika nicht zum Besten. Der Präsidentin von Bryn Mawr erzählt man nach, sie habe gesagt, ein Drittel ihrer Studentinnen heirate und die Hälfte bekäme Kinder. Wenn man den Satz so nimmt wie er nur gemeint sein kann, daß nämlich

Digitized by Google

die Hälfte der verheirateten Studentinnen Kinder bekämen, so würde er den unerfreulichen Zustand offenbaren, der sich in den Vereinigten Staaten in den letzten Jahrzehnten entwickelt hat. Die studierten Frauen heiraten nur zum geringeren Teil. Sehr viele Lehrerinnen bleiben ledig, und von denen, die heiraten, bekommen wiederum sehr viele keine Kinder. Typisch ist geradezu das kinderlose Lehrerpaar. Er unterrichtet, sie unterrichtet, aber sie haben keine eigenen Kinder zum Erziehen. Unverkennbar hat in U.S.-Amerika das Frauenstudium die Frauen vom Mutterberufe entfremdet.

Das ist wohl der einschneidendste Wechsel, welcher sich in der Zeit nach der Landnahme in der amerikanischen Bevölkerung vollzogen hat. Früher war die Mutter Lehrerin, heute wird die Lehrerin nicht Mutter, aber bestehen geblieben ist die Neigung der Frau zum Lehrerberufe. Schon 1904 gab es in den Vereinigten Staaten dreimal soviel Lehrerinnen als Lehrer. Nicht bloß fast der ganze Volksschul- und Bürgerschulunterricht, in weitem Umfang auch der Unterricht in den höheren Schulen, ja selbst teilweise auch der Unterricht an Hochschulen liegt in den Händen der Frau. Frauen unterrichten nicht nur an den Frauencolleges, sondern selbst in den niedern Collegeklassen einiger Universitäten, insbesondere an den mit ihnen verbundenen Lehrerbildungsanstalten, aber nirgends sind die Frauen zu leitenden wissenschaftlichen Stellungen gelangt. Auf dem großen internationalen Kongresse der Wissenschaft und Künste in St. Louis kamen nur zwei Frauen zum Worte und diese bezeichnenderweise auch nicht zu Fragen der Wissenschaft, sondern zu solchen der Erziehung und sozialen Fürsorge.

Das gesamte Unterrichtswesen der Vereinigten

Digitized by Google

Staaten fast bis zu den Universitäten herauf hat einen stark femininen Charakter angenommen. Auch beim Unterrichte wirkt die Frau mehr durch das Gefühl als durch den Verstand. Die Lehrerin pflanzt den Schülern verschwommene Ideen von Humanität und Friedensduselei ein, während sie sich beim Fußballspiel zu Raufbolden ausbilden. So kommt es denn zu einem Zwiespalte in der ganzen amerikanischen Erziehung, welcher sich in der breiten Mittelschichte der Bevölkerung vielfach geltend macht. Auf der einen Seite zimperlicher Pazifismus, auf der andern rücksichtslose Unterdrückung der Schwachen.

10 Die Deutschen

Ein Gang durch irgend eine nordamerikanische Stadt vergewissert, wie groß der Einschlag deutschen Blutes in den Vereinigten Staaten ist. Überall liest man auf den Firmen deutsche Namen, manchmal freilich mehr oder weniger amerikanisiert. Aber hörbar wird jener Einfluß in der Öffentlichkeit nur sehr wenig. Auf Stadt- und Straßenbahn in New York, wo sich häufig dichte Menschenknäuel zusammendrängen, hörte ich kaum je ein deutsches Wort. Die Zeitungen, die ausgeboten werden, sind die bekannten in englischer Sprache. Nur ein einziges Mal begegnete ich in einer Vorstadt einer Frau, welche die New Yorker Staatszeitung vertrieb. Auf den Universitäten wird nur englisch gesprochen. Wohl gibt es viele Professoren mit deutschen Namen; aber nicht wenige davon sprechen kein Wort deutsch, und mancher tut es nur scheu oder ungern, obwohl er die Sprache seiner Eltern fließend beherrscht, sofern das alltägliche Leben in Frage kommt. Ebenso

Digitized by Google

ist es mit den Studierenden. Gerät irgend ein Gespräch auf ein wissenschaftliches Thema, so fällt die Rede ins Englische, dessen wissenschaftliche Ausdrucksweise dem Deutschamerikaner meist geläufiger ist, als das Deutsche.

An der Einrichtung der Austauschprofessoren haben die Deutschamerikaner nur sehr geringes Interesse bekundet. Zahlreiche Einladungen, in New York oder sonstwo in den Vereinigten Staaten Vorträge zu halten, kamen schon in Europa in meine Hände, als meine Ernennung zum Kaiser-Wilhelm-Professor in Amerika bekannt wurde. Aber darunter war nur eine einzige von deutscher Seite, nämlich vom deutschen gesellig-wissenschaftlichen Verein in New York, der in den dortigen deutsch-jüdischen Kreisen wurzelt. Als ich nach New York kam, erhielt ich zahlreiche Einführungskarten in die verschiedensten Klubs, aber nicht vom Deutschen Verein in New York. Erst nach Wochen bin ich dort eingeführt worden. Dann habe ich öfter als ziemlich einsamer Gast in seinem schönen Gebäude am Zentralparke deutsche Zeitungen gelesen. Absichtlich gab ich dort mein Abschiedsessen, um deutsche Art zum Ausdruck zu bringen. Wenige Tage später nahm ich teil an der Feier von Kaisers Geburtstag. Da waren die Spitzen der Deutschen Gesellschaft anwesend.

Nur ein deutscher Kreis bemühte sich in New York mit einer gewissen Zähigkeit um mich, nämlich die Viereck Publishing Company, Präsident L. Viereck, Vizepräsident und Sekretär Silvester Viereck. Wiederholt wurde ich zur Mitarbeit am „Deutschen Vorkämpfer" aufgefordert, einer dünnen Monatsschrift, durch welche der frühere sozialdemokratische Abgeordnete Viereck für deutsche Kultur wirken wollte, die

Digitized by Google

Klischees andrer Zeitungen neuerlich zum Abdruck bringend. Die Company berief sich dabei auf das Interesse, das der deutsche Vorkämpfer im Auswärtigen Amte zu Berlin gefunden habe und auf eine Empfehlung zum Abonnement an die deutschen Konsuln durch die Deutsche Botschaft in Washington. Ich habe mich nicht entschließen können, an diesem Unternehmen mitzuarbeiten. Es hat den Kampf für das Deutschtum während des Krieges ganz aufgegeben und nennt sich nunmehr „Neue Welt". Wenige Male bin ich im Vorkämpferklub gewesen. Etwa 25 Leute trafen sich unter dem Vorsitze von L. Viereck in der „Ewigen Lampe", einem Lokal, das an kleine Weinstuben am Rhein erinnert und gute Rheinweine führt. Da sprach man über dies und jenes, vom Sultan Abdul Hamid, Wochenereignisse und so weiter, aber von deutschem Vorkämpfertum war nie die Rede.

Ganz anders geartet war die Germanistic Society. Das ist der Kreis, den Professor Burgeß um sich geschart hat. Es sind Freunde von deutscher Kultur, deutscher oder englischer Abkunft. Hier herrscht wirklich Interesse für Deutschland. Die Gesellschaft stellte mir 2000 Mark zur Beschaffung von Werken über Deutschland für die Bibliothek der Kolumbia-Universität zur Verfügung, und ich konnte für dieselbe eine ansehnliche Bereicherung erzielen. Die Versammlungen der Gesellschaft allerdings waren schwach besucht. Wie wenige anwesend waren, als Professor Burgeß über den Deutschen Kaiser sprach, habe ich schon erwähnt. Auch mein Vortrag über das Museum für Meereskunde, den ich in deutscher Sprache hielt, hatte höchstens 150 Hörer, darunter waren einzelne angesehene Deutsche, sowie Mitglieder des deutschen gesellig-wissenschaftlichen Vereins, die ich geladen hatte. Mit breiteren

Digitized by Google

deutschen Kreisen Amerikas hatte jedoch die Germanistische Gesellschaft keine Fühlung. Nicht anders war es bei dem deutschen Studentenvereine an der Kolumbia-Universität. Er war nicht der Sammelpunkt deutscher Studenten überhaupt, sondern eine Vereinigung von Studierenden des Deutschen, eine Art Seminarkneipe des von Professor Carpenter geleiteten germanischen Seminars. Man sang deutsche Studentenlieder, man trug Couleurbänder: das Hellblau von Kolumbia gepaart mit den Farben des Reiches; man trank Bier aus Steinkrügen und war lustig. Einen Zusammenhang mit der großen Masse der Deutschamerikaner hatte der Verein nicht. Selbst im „Deutschen Liederkranz" fand ich solchen nicht in erwartetem Umfang; man sprach dort mehr englisch als deutsch. Ich mußte meine eigenen Wege gehen, um in Amerika das Deutschtum zu entdecken.

Ich suchte Hans K u d l i c h auf, den alten Achtundvierziger, dem bei Lebzeiten damals schon etwa 30 Denkmäler gesetzt waren: in Böhmen, Mähren, in Österreichisch-Schlesien, in Ober- und Niederösterreich, überall dort, wo man sich mit Dankbarkeit des österreichischen Bauernbefreiers erinnerte. Ich traf einen Greis von seltener Schärfe der Erinnerung. Höchst anschaulich erzählte er mir von seiner Flucht von Olmütz, von seiner Tätigkeit in der Pfalz, von den Verfolgungen, denen er selbst in der Schweiz ausgesetzt war, bis er schließlich in Hoboken landete. Dort hat er ein Lebensalter hindurch als Arzt eine äußerst segensreiche Tätigkeit entfaltet. Sein Haus war ein deutsches, während die der reichen deutschen Bankiers in New York amerikanisch sind. Seine in Amerika geborenen Kinder sprechen tadelloses Deutsch, seine Tochter wie sein Sohn Tell, ein prachtvoller Mann, der dem Vater im ärztlichen Beruf gefolgt ist.

Digitized by Google

In Kudlichs Haus erfuhr ich vom Nationalbunde der Deutschen, hörte ich zum erstenmal nennen den Führer der Deutschen in Amerika, C. J. Hexamer in Philadelphia. Mein nächstes war, ihn aufzusuchen. Er ist der Sohn des bekannten Pfälzer Revolutionärs, gleich Tell Kudlich in Amerika geboren, stolz auf sein amerikanisches Bürgertum, stolz auf sein deutsches Volkstum. Er ist es, der den Nationalbund der Deutschen in Amerika geschaffen hat. 1907 hatte dieser etwa 300 000 Mitglieder, war also nach Mitgliederzahl eine sehr ansehnliche Körperschaft, deren Gefüge allerdings nur ziemlich locker war. Es dürfte manchem Deutschamerikaner gar nicht bewußt sein, daß er dem Nationalbunde angehört; denn er tut dies gewöhnlich nur als Mitglied irgend eines Turnvereins oder Sängerbundes oder einer literarischen Gesellschaft. Diese Vereine sind es, die in ihrer Gesamtheit dem Nationalbunde angehören, indem sie für jedes Mitglied eine sehr bescheidene Summe — einen Cent, also vier Pfennig — als Mitgliedsbeitrag abführen.

Politische Ziele verfolgt der Nationalbund nicht, er bezweckt lediglich einheitliches Gefühl in der Bevölkerung deutschen Ursprungs in Amerika zu wecken und zu fördern. Er will die gute Freundschaft und Beziehung Amerikas zum alten deutschen Vaterlande pflegen und sichern. Er beabsichtigt kein Gründen eines Staates im Staate, sondern nur den engeren Zusammenschluß der amerikanischen Bevölkerung deutschen Ursprungs. Er empfiehlt die Einführung des Unterrichts der deutschen Sprache in den öffentlichen Schulen, da sie neben der englischen die Weltsprache ist, er tritt ein für das Turnen, für eine Befreiung der Schule von der Politik, er empfiehlt den Deutschen das U.S.-amerikanische Bürgerrecht zu erwerben, sich

Digitized by Google

am öffentlichen Leben zu beteiligen und ihre Bürgerpflicht an der Wahlurne furchtlos und nach eigenem Ermessen auszuüben. Er empfiehlt die Tilgung solcher Gesetze, welche die Erwerbung der Bürgerpflicht erschweren und nimmt Stellung gegen jede Beschränkung der Einwanderung aus Europa mit Ausnahme überführter Verbrecher und Anarchisten. Er befürwortet die Löschung von Gesetzen, welche den freien Verkehr hemmen und die persönliche Freiheit der Bürger beschränken. Er empfiehlt die Gründung von Fortbildungsvereinen als Pflegstätten der deutschen Sprache, die Erforschung des Anteils der Deutschen am Aufbau der Union. Er befürwortet schließlich in echt deutscher Art Schutz des Waldes, der in Amerika furchtbar verwüstet worden ist.

Das ist ein schönes, weites, vom amerikanischen Standpunkte aus durchaus unanfechtbares Programm, das den Verband mehrfach zu entschiedenem Vorgehen geführt hat. In seiner vierten Konvention im Oktober 1907 bezeichnete Hexamer es als dessen vornehmste Pflicht, für deutsches Wissen, für deutsche Kunst, für deutsche Gemütstiefe einzutreten und gegen englische Mißgunst und Heuchelei zu kämpfen. Als Prinzip im Kampfe gegen Heuchelei und für persönliche Freiheit, nicht aus Hang zum Trinken, trat der Bund gegen die übertriebene Mäßigkeitsbewegung der Vereinigten Staaten in die Schranken, welche in einem Verbote aller geistigen Getränke gipfeln. „Das ist unsre Pflicht, da wir statistisch erweisen können, daß es mehr Schnapsverkäufer und mehr als doppelt so viele Fälle von Trunksucht in den Prohibitionsstaaten gibt als in andern Staaten." Weiter trat der Verband für die Buren ein und veranlaßte eine Petition zu ihren Gunsten an den Kongreß, die anderthalb Millionen

Digitized by Google

Unterschriften erlangte. Hexamer veranschlagte deswegen 1908 die Zahl der Anhänger des Bundes auf zwei Millionen. Wiederholt richtete der Bund Petitionen gegen die zunehmende schikanöse Beschränkung der Einwanderung. Schon auf seiner Versammlung von 1907 wurden die nie ruhenden Versuche Englands, die Vereinigten Staaten für ein Bündnis zu gewinnen und in einen Krieg mit dem Deutschen Reiche zu verwickeln, als eine das gesamte Deutschtum berührende Frage bezeichnet. Man sieht, der Nationalbund sah seinen Gegner im Engländertum in Nordamerika, und hieraus wird auch verständlich, daß er 1907 ein Abkommen mit dem alten Orden der Irländer traf, in Sachen, die beide Organisationen betreffen, gemeinsam vorzugehen. Dabei stand er auf amerikanischem Boden und wurde vom Kongresse der Vereinigten Staaten, der ihn inkorporierte, als eine streng amerikanische Organisation anerkannt.

Ergreifend ist der Widerhall, welchen der Bund bei den Deutschen in den Vereinigten Staaten fand. Er hat Ausdruck erhalten in zahlreichen dichterischen Begrüßungen namentlich der dritten Versammlung. Frau Marie Flothow schrieb 1905:

Euch, die der deutschen Heimatserde
Für immer Lebewohl gesagt,
Und hier am neuerbauten Herde
Im Herzen stille Sehnsucht tragt,
Euch ruf ich zu in frommem Glauben,
Euch bitte ich voll Zuversicht:
Laßt euch nicht euer Deutschland rauben,
Vergeßt die deutsche Sprache nicht!

Die deutsche Sprache soll erklingen,
Wo deutsche Hand den Herd erbaut;

Digitized by Google

Frei aus dem Herzen soll sich ringen
Das Lied im heimatlichen Laut,
Das Schöne, Edle, Ernste, Große,
Und Treue, Wahrheit, Tugend, Licht
Bleibt eigen unsers Herzens Sprache.
Vergeßt die deutsche Sprache nicht!

Aus einem längeren Gedichte von Lothar Brunke in Hartford, Connecticut, seien gleichfalls die erste und letzte Strophe mitgeteilt:

Wie von schwerem Traum befangen,
Fremdes Volk in fremdem Land,
Seid ihr lang dahingegangen,
Arg verspottet und verkannt.
Wacht ihr endlich, deutsche Brüder?
Hat der Michel sich ermannt?
Streckt die eisenstarken Glieder,
Stolz das Herz und fest die Hand!

Auf zur Tat denn, deutsche Brüder!
Pflegt, was allen frommen mag:
Deutschen Geist und deutsche Lieder,
Doch auch deutschen Schwerterschlag!
Bringt dem neuen Vaterlande
Alles dar mit Lieb' und Lust,
Aber hegt des Blutes Bande
Mannhaft, einig, zielbewußt!

Zahlreiche praktische Aufgaben: deutsches Lehrerseminar, deutsches Theater, ein Verzeichnis deutscher Hotels, beschäftigte den Nationalbund, ebenso Fühlungnahme mit deutscher Kunst. Sein Gedanke war, der deutschen Sprache in den Vereinigten Staaten eine ähnliche Geltung zu verschaffen, wie sie das Griechische im römischen Reiche besessen hat. Mit gleichstrebenden Bewegungen in Deutschland trat der Verband in Füh-

Digitized by Google

lung. Er stiftete dem Verein zum Schutze des Deutschtums im Auslande 1000 Mark. Er würdigte, was an amerikanischen Universitäten zur Pflege deutscher Kultur geschah. Als seine Delegierten das Germanische Museum an der Harvard-Universität zu Cambridge besuchten, sandten sie ein Telegramm an den Kaiser: „Der deutsch-amerikanische Nationalbund, versammelt im Germanischen Museum zu Harvard, sendet herzliche Grüße mit der Hoffnung auf dauerndes Gedeihen freundschaftlicher Beziehungen zwischen dem alten und neuen Vaterlande." Worauf der Kaiser sehr rückhaltend antwortete: „Dem im Germanischen Museum zu Harvard versammelten deutsch-amerikanischen Nationalbunde danke ich aufrichtig für den freundlichen und patriotischen Gruß." Nur mit der neuen Einrichtung der Austauschprofessoren hat sich keine engere Fühlung entwickelt. Die Bestrebungen des Nationalbundes gingen in Amerika nicht hinauf bis zu den Universitäten; die kosmopolitische Pflege des Deutschtums, die hier stattfand, deckte sich nicht mit der mehr national empfundenen Pflege des Deutschtums durch die Deutschen selbst.

Durch Hexamer wurde ich mit dem ältesten deutschen Vereine Amerikas, mit der schon im 18. Jahrhundert begründeten Deutschen Gesellschaft von Pennsylvanien, bekannt, und um mit ihr in Fühlung zu treten, bot ich mich selbst zu einem Vortrage an. Mein Vorschlag scheint dort anfänglich nicht richtig verstanden worden zu sein; denn man schrieb mir, daß man nicht mehr als 25 Dollar Honorar geben könne. Daran lag mir wahrlich nicht. Am 24. Januar 1909 sprach ich vor einer dichtgedrängten Menge Deutscher über das Alter des Menschengeschlechtes. An den Vortrag schloß sich ein einfaches, gemeinsames Abendessen nach deutscher Art.

Digitized by Google

Wir stiegen hinunter in den Keller des Vereinshauses. Beim Eintritt wurde ein jeder gefragt, ob er zur Gesellschaft gehöre. Diese scharfe Kontrolle war nötig, um zu hindern, daß aus der harmlosen Geselligkeit dem Vereine ein Strick gedreht wurde; denn man trank unten ... man lese und staune — an einem Sonntage — im Staate Pennsylvanien ... Bier! Schwere eiserne Läden sperrten die Kellerfenster gegen die Straße. Beim Verlassen des Hauses sah ich einige Buben, die durch die Spalten einen Blick von den Unsittlichkeiten erhaschen wollten, die nach allgemeiner Meinung da unten begangen wurden. Man saß da wirklich wie in einem Gefängnis. Aber man saß unter deutschen Menschen, die deutsch fühlten und dachten, obwohl sie nicht alle in Deutschland geboren, sondern vielfach Kinder deutscher Einwanderer waren. Ich traf dort wieder eine bekannte Sängerin aus Wien, die in der Neuen Welt ihre Stimme verloren und kein Glück gemacht hatte. Ich traf so manche deutsche Frau, die sich an den deutschen Worten des Vortrages erfreut hatte. „Ja, es ist schwer, unsern Kindern das Deutschtum zu wahren," erzählte die eine. „Meine Kinder wurden deutsch erzogen und lernten im Elternhause zuerst deutsch. Als sie dann zur Schule kamen, begann ihre Leidenszeit: da wurden sie gehänselt wegen schlechter Aussprache des Englischen und bekamen immer wieder zu hören: ‚Damned Dutch' (Verdammte Deutsche)." „Wir sind doch nichts Schlechtes," meinte ein Dritter. „Man schätzt zwar unsre Wissenschaft und Kultur, man rühmt unser deutsches Lied, man lobt uns auch; aber immer nur dann, wenn Wahlen bevorstehen, um unsre Stimme zu erhalten." „Das amerikanische Volk ist höchst unduldsam," sagte ein Vierter, „und wir Deutschamerikaner müssen dafür kämpfen, daß wir

Digitized by Google

unser Deutschtum wahren. Der Altamerikaner liebt, wenn er etwas am Deutschen schätzt, nur die deutsche Kultur, nur ausnahmsweise auch das deutsche Volk. Eine solche Ausnahme ist Professor Learned. Obwohl rein britischer Abkunft, hat er sich unserm Kreise angeschlossen; er verkehrt mit uns wie einer von den Unsern und nimmt aufs herzlichste teil an alle dem, was uns bewegt."

Tiefergriffen bin ich am selben Abend nach New-York zurückgekehrt. Wenige Tage später erfuhr unser damals eben ernannter deutscher Botschafter, Graf Bernstorff, von mir über den Nationalbund der Deutschen, und Professor Learned habe ich ein Jahr später wiedergesehen, zur Hundertstenjahresfeier der Berliner Universität. Aber so weit mir bekannt, hat sich keine engere Berührung zwischen dem Nationalbund und späteren Austauschprofessoren entwickelt. Der Professorenaustausch ist im wesentlichen dem reinen Amerikanertum zugute gekommen; das Deutschtum in Amerika hat von ihm fast keinen Nutzen gehabt. Das liegt zum guten Teil daran, daß die Fäden zwischen Deutschland und den Deutschamerikanern vielfach mehr gerissen sind, als man im allgemeinen glaubt. Die etwa 20 000 bis 30 000 Deutsche, die in den letzten beiden Jahrzehnten jährlich hinübergingen nach Amerika, waren meist kleine Leute, die sich ihres Deutschtums nicht tiefer inne waren. Zwar aufgewachsen im neuen Reiche, haben sie in den Volksschulen im wesentlichen nur preußische, bayrische, württembergische, sächsische oder Lippe-Detmoldsche Geschichte gelernt, und wenn sie zusammenhalten, tun sie es in zahlreichen kleinen Vereinigungen von Landsleuten, sie bilden Klubs von Lausitzern, von Oberfranken, von Hessen und Rheinländern. Auf die alte Heimat blicken sie nicht selten

Digitized by Google

mit einer gewissen Geringschätzung herab; dort galten sie wenig, in U.S.-Amerika fühlen sie sich stolz, als wahlberechtigte Bürger an der Regierung teilzunehmen. Auf dem Dampfer, auf dem ich 1904 überfuhr, waren meist kleine deutsche Leute, die nach einem Besuch der alten Heimat zurückkehrten nach U.S.-Amerika. Sie räsonierten viel über vieles, über Heimat und Schiff, klagten über die wahrlich gute Kost an Bord und bildeten sofort einen Frühschoppenklub. Beim Bier unterhielten sie sich deutsch, wenn sie aber einmal etwas beschlossen, da stimmten sie nach amerikanischer Art englisch ab und jeder sagte bedächtig ei (ich), was inmitten der deutsch geführten Unterhaltung sich sehr drollig ausnahm. Arbeitet sich jemand aus solchem Kreise heraus, so wird er rasch amerikanisiert; er steigt gesellschaftlich empor und, indem er sich seiner neuen Umgebung anzupassen sucht, nimmt er deren Umgangsformen und Sprache rasch an. Anders der Gebildete: er weiß, welchen Schatz er in seinem Deutschtum besitzt, er hegt und pflegt die deutsche Sprache. Unvergeßlich bleibt ihm das deutsche Vaterland. Aber die Gebildeten stellen jetzt nur einen sehr geringen Anteil an der klein gewordenen deutschen Auswanderung nach Amerika dar, und ihr Einfluß auf den Zusammenhang des Deutschtums ist daher ein sehr geringer. Die meisten Gebildeten, die heute nach Amerika gehen, beabsichtigen nicht in Amerika zu bleiben, es sind tüchtige Geschäftsleute, die gar nicht Anschluß an Deutschamerikaner suchen, sondern sich in den reichen Häusern internationaler Amerikaner am wohlsten fühlen.

Anders in früherer Zeit. Da waren unter den zahlreichen Deutschen, die ihr Glück jenseits des Ozeans versuchten, auch zahlreiche Gebildete, namentlich unter den Achtundvierzigern, die blutenden Herzens ihre

Digitized by Google

Heimat verließen. Sie wurden sehr gute Bürger Amerikas, aber ihr großdeutsches Empfinden blieb in ihnen wach und pflanzte sich auf Kinder und Kindeskinder fort. Diese sind es, welche das Deutschtum in U.S.-Amerika zu sammeln gesucht haben. Die achtundvierziger Generation ist die Seele des Nationalbundes. Für das neue Deutsche Reich, wie es 1871 unter der Vorherrschaft von Preußen entstanden ist, hat jedoch diese Generation nicht immer volles Verständnis. Noch manchen erfüllt ein gewisses Mißtrauen gegenüber Preußen. Nach meinem Vortrage über das Museum für Meereskunde in der Germanistischen Gesellschaft trat Doktor Jakoby, ein alter Achtundvierziger, auf mich zu, um mir zu sagen, er habe viel Neues gelernt, der Kaiser scheine doch ein Mann von weitem Interesse zu sein, der viel Gutes fördere. Als ich ihm dann vom Aufschwung des Reiches seit 1888 sprach, da hörte er andächtig zu und meinte schließlich; ich hoffe, Sie haben recht, daß Deutschland unter Preußen emporblüht.

Diese Gegensätzlichkeit zwischen kleineren Leuten und Gebildeten, zwischen älterer Generation und der jüngeren muß man in erster Linie ins Auge fassen, wenn man die Stellung der Deutschen in Amerika verstehen will. Die Fäden, die von ihnen zum alten Vaterlande führen, sind ziemlich dürftig, und nur wenige Fäden sind von diesem zu ihnen zu spinnen gesucht worden. Wir sind in Deutschland nicht weiter gekommen als bis zu einem Vereine zum Schutze des Deutschtums im Ausland und dessen Tätigkeit ist wahrlich oft genug erschwert worden. Was uns immer gefehlt hat, und was wir dringend brauchen, ist eine große unpolitische Körperschaft zur Pflege des Deutschtums überhaupt. Hoffentlich entsteht uns nunmehr eine solche im Deutschen Auslandsmuseum zu Stuttgart.

Digitized by Google

11 Die Zeitungen

Amerikanische Zeitungen imponieren dem Ankömmling zunächst durch ihr großes Format. Es sind riesengroße Papierstücke, dicht mit kleinen Lettern bedruckt, dazwischen einmal eine Überschrift in größeren Buchstaben; auf dem ersten Blatte in ganz großen Buchstaben die nie fehlende sensationelle Nachricht der Nummer. Beginnt man dann in dem großen Stücke Papier zu lesen, so empfindet man sofort eine große Enttäuschung. Man stößt auf einen ganz gleichgültigen Inhalt, und will man wissen, was in der Heimat während der Überfahrt geschehen, so erfährt man fast gar nichts. Äußerst dürftig sind die Nachrichten amerikanischer Zeitungen über Europa. Sie betreffen meist nur England, vielleicht auch etwas Frankreich, ganz wenig Deutschland. Man wird auf den ersten Blick gewahr: Für den amerikanischen Zeitungsleser ist Amerika die Welt; was hier vorgeht — Großes und Kleines — wird in großer Breite behandelt. Wir sind uns gewöhnlich nicht inne, daß auch unsre Zeitungen einen europäischen Charakter, wie die amerikanischen einen amerikanischen Charakter tragen. Auch unsre Zeitungen bringen über Amerika in der Regel wenig; nur wenn gerade drüben etwas los ist, werden die Nachrichten reichlicher. Ein zwischen der Alten und Neuen Welt vermittelndes Tageblatt gibt es nicht.

Man braucht einige Zeit, um sich zu dieser Erkenntnis durchzuringen. Aber wenn man sich auch schließlich mit der Tatsache befreundet hat, daß die amerikanischen Zeitungen naturgemäß amerikanischen Inhalt haben, so wird dieser darum doch nicht schmackhafter.

Digitized by Google

Wir sind gewöhnt, Belehrung aus den Zeitungen zu schöpfen: wir wollen aus ihnen lernen, was auf der Welt — wenigstens in Europa — vorgeht; wir wollen von politischen Strömungen erfahren, von neuen Entdeckungen und Erfindungen, von Kunst und Wissenschaft, Persönliches, natürlich auf der letzten Seite Volkswirtschaftliches. Auch wollen wir davon unterrichtet werden, was im Städtchen oder in der Stadt passiert. Aber den Ereignissen des täglichen Lebens — daß ein Kind von der Straßenbahn überfahren worden ist, daß ein armer Schlucker sich erhängt hat, daß eine Feuersbrunst gewesen oder ein Einbruch verübt worden ist —, davon wollen wir nicht lange Spalten lesen. Dazu nötigen uns aber die amerikanischen Zeitungen alltäglich. Da wird womöglich durch einen Plan gezeigt, wo der Ermordete in seinem Zimmer gelegen; haarklein wird ein Unglücksfall beschrieben; vom ertappten Verbrecher erhalten wir ebenso Bilder und lange Biographieen wie von den größten Berühmtheiten. Selbst die höchststehenden amerikanischen Tageszeitungen stoßen uns durch ihren sensationellen Charakter ab. Die ganze amerikanische Presse will ihre Leser nicht bloß unterrichten, sondern erregen und aufregen, und das amerikanische Volk ist damit zufrieden.

Gewisse Formen des Inhalts sind infolgedessen stärker entwickelt als bei uns. In erster Linie das Interview. Kaum ist der Dampfer in New York angelangt, so legt das Boot des „New York Herald" beim Schiffe an, und der Interviewer kommt an Bord. Er erkundigt sich sofort nach den angelangten Berühmtheiten, er fragt diesen oder jenen, wie die Überfahrt gewesen ist, er stellt an den Neuling, der das Land noch nicht betreten hat, die stereotype Frage: „Wie

Digitized by Google

gefällt Ihnen Amerika?" Damen drängen sich an ihn, um in die Zeitung zu bringen, daß sie in Paris gewesen sind und machen für die dortigen Modewarenhäuser Reklame.

Mein erstes Interview in U.S.-Amerika gehört zu den lustigsten Erinnerungen meines Lebens. Ich kam auf ungewöhnlichem Wege, nämlich über Kanada, das man in den Vereinigten Staaten gewöhnlich nicht zu Amerika rechnet. Ich fuhr mit der Britischen Association, um der Langeweile eines kanadischen Sonntags zu entgehen, von Toronto über den Ontariosee nach den Niagarafällen. An Bord war ein Reporter, ein stattlicher Mann von sicherem Auftreten. Er kam auf mich zu, und hinter ihm stellte sich sein Stenograph auf, um Frage und Antwort zu Papier zu bringen. „Wann sind Sie aus dem Gefängnis entsprungen?" war die erste Frage, und meine prompte Antwort: „Ich bin nie im Gefängnis gewesen." — „Was, Sie waren nie im Gefängnis?" Mir wurde klar, daß der Reporter offenbar den an Bord befindlichen Fürsten Krapotkin interviewen wollte, und ich antwortete: „Nein, ich bin nicht der Fürst Krapotkin." — „Wer sind Sie denn sonst?" — „Professor Penck," entgegnete ich. „Da können Sie mir wohl auch Ihre Meinung über die Goldwährung sagen," fuhr der Interviewer hartnäckig fort, und am nächsten Tage konnte ich in einer Chicagoer Zeitung eine lange Spalte lesen mit der fettgedruckten Überschrift: „Professor Penck für die Goldwährung." Der Interviewer hatte erreicht, was er wollte: er konnte seiner Redaktion einen Artikel schicken; um ihm Nachdruck zu verleihen, stempelte er mich zu einer großen Autorität, und die Leute in Chicago werden ihm geglaubt haben. Bald habe ich gelernt, den Reportern aus dem Weg zu gehen. Man läßt sich

Digitized by Google

in U.S.-Amerika in der Regel nur interviewen, wenn man etwas in die Zeitung bringen will.

Lokale Neuigkeiten spielen in den U.S.-amerikanischen Zeitungen eine sehr umfangreiche Rolle. Der Reporter ist überall, wo etwas los ist und füllt die Spalten mit langatmigen Darstellungen; denn dafür wird er bezahlt. Das Nebensächlichste wird in den Vordergrund gerückt, wenn es nur amüsant ist. So ist auch eines meiner heitersten Reiseerlebnisse in U.S.-Amerika in die Zeitung gekommen. Es war ein heißer Sonntag gewesen. Die eine Exkursion des Internationalen Geographenkongresses war den Potomac hinuntergefahren, um nach Mount Vermont zu wallfahren und George Washington ihre Huldigung darzubringen. Ein Marinedampfer brachte uns dahin. Büfett war an Bord: Butterbrötchen, Tee und Limonade, sowie Ice Cream, der reichlich genossen wurde, der Erfrischung halber. Als wir dann abends nach Philadelphia fuhren, empfand ich ein gewisses eisgrämliches Gefühl im Leibe, und als wir im Hotel feierlichst begrüßt wurden, frug ich einen der Herren, ob ich nicht einen Whisky bekommen könne. „Da müssen Sie bis nach zwölf Uhr warten." — „Warum denn?" frug ich. „Die Bar wird erst nach Mitternacht geöffnet, sie ist Sonntags geschlossen." — „Aber wenn ich einen Whisky meiner Gesundheit wegen brauche?" — „Dann müssen Sie zum Doktor gehen und ihn sich verschreiben lassen." — „Zum Doktor?" frug ich. „Ich bin hier ja ganz fremd, bin eben erst angekommen." Lachend meinte der Gefragte: „Nichts einfacher als dies. Der Herr dort im Empfangskomitee ist ein Arzt. Ich werde Sie vorstellen." — Doktor Le Boutillier sah mich forschend an: „Was fehlt Ihnen?" — „Leibweh!" — „Glauben Sie, daß Ihnen Whisky hilft?" — „Gewiß!"

Digitized by Google

— „Wieviel Unzen brauchen Sie?" — „Wieviel ist eine Unze?" Der Doktor lachte und schrieb mir ein Rezept: Spiritus fromenti, 6 Unzen. „Gehen Sie zur Apotheke, dort werden Sie bekommen, was Sie brauchen." — „Wo ist denn eine Apotheke?" mußte ich nun fragen. „Ich sehe," sagte der Doktor, „Sie kennen weder die Gesetze des Landes, noch wissen Sie, wo Apotheken sind," und eilte selbst, mir die verschriebene Medizin zu holen. Nach wenigen Minuten war er wieder da und brachte mir eine Flasche Whisky wie eine halbe Weinflasche groß mit der Etikette: Whisky, nur für medizinische Zwecke. „Hier ist der Whisky; gehen Sie damit aufs Zimmer und trinken Sie ihn hinter verschlossenen Türen; denn öffentlich dürfen Sie es nicht tun." Ich tat wie verordnet. Am nächsten Morgen war ich wieder ganz munter, fuhr mit den Reisegefährten auf einem Aussichtswagen durch Philadelphia und guckte in die Zeitung. Da stand die genaue Beschreibung des Empfanges der Geographen, der längste Abschnitt darin trug den Titel: „Ein fremder Professor beklagt sich über die Gesetze von Pennsylvanien." Haarklein bekamen mindestens 100 000 Leser mein heiteres Erlebnis geschildert.

Wenig bekannt und vielfach in Europa, besonders bei uns in Deutschland, nicht verstanden wird der Aufsitzer in den amerikanischen Zeitungen. Ein Artikel berichtet im ernsthaftesten Tone etwas ganz Unglaubliches: eine neue Erfindung oder etwas andres. Er ist berechnet für den Hereinfall der Leser. Der helle Kopf merkt, worum es sich handelt, der stumpfsinnige Leser sitzt auf. Das geschieht nicht nur in Tagesblättern, sondern selbst in Fachzeitschriften. Mein Freund Kemp hat wahre Meisterwerke solcher Aufsitzer für eine berg- und hüttenmännische Zeitung geschrieben, welche von

Digitized by Google

der Schriftleitung an einem 1. April oder Fastnachtsdienstag mitten unter streng fachliche Artikel gestellt, große Heiterkeit bei den Lesern auslösten, mochten sie aufgesessen sein oder nicht. Das eine Mal schilderte Kemp die neue Vervollkommnung im akademischen Unterrichte: Es sei gar nicht mehr nötig, daß ein Professor herumreise und bald da, bald dort vorträge. Der Professor spreche nun seine ganze Vorlesung in den Phonographen und werde dabei kinematographisch aufgenommen. Es seien schon große Erfolge durch solche phono-kinematographischen Vorträge auf einer westlichen Universität erzielt worden. — Ein andermal erschien die Schilderung eines neuen sechsundzwanzigstöckigen Hauses der Kolumbia-Universität, wo der ganze Lehrkörper wohnen solle: ordentliche Professoren in sechs Zimmern, außerordentliche in vier Zimmern, junge Dozenten in zwei Zimmern, Assistenten in einem. Sitzungssaal im Hause. Dann könne niemand sein Fernbleiben von einer Sitzung durch äußere Umstände entschuldigen. — Große Freude erregte es im engeren Kreise, wenn dieser oder jener einen derartig ernsthaft scheinenden Artikel geglaubt hatte.

Man darf eben nicht alles glauben, was in einer amerikanischen Zeitung steht. Die Schriftleitung erwartet dies gar nicht. Sie will ja den Leser in erster Linie unterhalten, sie will ihn auch foppen und necken, und darum liegt ihr auch gar nichts an dem, was wir zuverläßlichen Nachrichtendienst nennen. Sie setzt voraus, daß der kluge Leser herausfindet, was wahr und richtig ist. Es gehört daher ansehnliche Übung dazu, amerikanische Zeitungen ordentlich zu lesen, eine gewisse Vertrautheit mit dem Blatte, um zu wissen, was lesenswert ist und was zu überschlagen ist. Ich habe einige Monate gebraucht, bis ich weghatte, in

Digitized by Google

wenigen Minuten aus der New Yorker „Times“, die ich regelmäßig las, das Wichtige herauszuholen und den Ballast vieler Seiten großen Formates über Bord zu werfen. Ähnlich machten es viele der New Yorker Kollegen. Aber der gewissenhafte Bürger liest in Amerika seine Zeitung genau. Er gewinnt dann Stoff für Gespräche; er kann dann debattieren über politische Dinge oder örtliche Angelegenheiten; er kann sein Gehirn anstrengen, wer wohl nach der genauen Beschreibung des vorgefundenen Tatbestandes der Mörder gewesen sein könnte, der sein Opfer so bestialisch umgebracht hat; er entrüstet sich über die Schamlosigkeit aufgedeckter Korruption, und freut sich, daß sein geschäftlicher Nebenbuhler einmal tüchtig hereingefallen ist.

Die Gebildeten schätzen in den Vereinigten Staaten die Zeitungen nicht hoch; sie sind ziemlich einig in der Verurteilung der Schamlosigkeit, mit welcher fast alle Zeitungen Dinge aus dem Privatleben an die Öffentlichkeit ziehen. Aber alle behaupten, daß man nichts dagegen tun könne; denn die Freiheit der Presse müsse gewahrt werden. Irgendwelche Beschränkung der freien Meinungsäußerung sei im freien Amerika unmöglich. Die wenigsten wissen, daß es in Amerika eine Zensur der Presse gibt, die genau ebenso verfährt wie die russische. Darauf kam ich im Deutschen Verein zu New York. Beim Lesen deutscher Zeitungen fielen mir in allen unsern großen deutschen Blättern geschwärzte Stellen im Anzeigenteile auf. Ich erkundigte mich nach der Ursache: Es ist in Amerika verboten, öffentlich zu irgendwelchen Glücksspielen einzuladen. Darum müssen in den in unserm Verein, also öffentlich, ausliegenden deutschen Tageszeitungen alle Annoncen getilgt werden, die auf irgend eine Lotterie Bezug nehmen. Es verfiel die Ankündigung der Königlich

Digitized by Google

Preußischen Staatslotterie der unerbittlichen Schwärze des Zensors. Aber wenn ein Mann oder eine Frau in ihrer Ehre besudelt werden, wenn eine Familie bloßgestellt wird durch Angriffe in der Presse, dann hindert kein Zensor, kein Staatsanwalt daran: Es ist Sache der Betroffenen Klage zu erheben. Hier gilt es wie so häufig in U.S.-Amerika: Help your self. Aber die Selbsthilfe ist gegenüber einer großen Zeitung sehr teuer, und ziemlich schutzlos steht selbst der beste Bürger in den Vereinigten Staaten gegen Angriffe in der Presse.

Die Tageszeitungen gehören in den Vereinigten Staaten zu den Werkzeugen der politischen Parteiorganisation. Sehr viele, wenn nicht die meisten, stehen im Dienste einer politischen Partei oder stellen sich in denselben. Nicht wenige, namentlich die großen New Yorker Blätter, stehen allerdings zwischen den Parteien und betonen ihre Unabhängigkeit. Aber unabhängig sind sie deswegen doch nicht: der Geschäftssinn ihrer Unternehmer wird nur durch große Einnahmen befriedigt. Sie müssen daher trachten, womöglich in jeder Nummer ein sensationelles Ereignis mitzuteilen, das Käufer anlockt. Sie müssen der Neugierde und der Sucht nach Neuigkeiten bei der Menge entgegenkommen und sind deswegen von deren niedrigen Instinkten abhängig. Ob aber die Zeitungen einer politischen Partei dienen oder ihre Unabhängigkeit von einer solchen beteuern, daß sie von den maßgebenden wirtschaftlichen Faktoren des Landes unabhängig seien, wage ich, nach dem was ich gehört habe, nicht zu bejahen. Unzweifelhaft ist die U.S.-amerikanische Tagespresse zum guten Teile ein Instrument der Plutokratie, durch welches die letztere die breite Mittelschicht der Bevölkerung fortwährend bearbeitet und sich dienstbar

Digitized by Google

macht. Bei den engen Beziehungen aber, welche die amerikanische Plutokratie zur englischen unterhält, darf nicht wundernehmen, daß die amerikanischen Zeitungen mit wenigen rühmlichen Ausnahmen nicht allein während des Krieges, sondern auch schon vorher englische Interessen vertreten haben.

Wie sich die Abhängigkeit der amerikanischen Presse von den wirtschaftlichen und politischen Mächten im einzelnen gestaltet, inwieweit sie schiebt und selbst geschoben wird, ist für den Nichtfachmann schwer zu verstehen. Das setzt eingehende Beschäftigung mit den gesamten amerikanischen politischen Verhältnissen voraus. Dazu reichte die Zeit, die ich als Austauschprofessor in Amerika verbrachte, nicht hin. Flüchtige Reisen und kurze Aufenthalte genügen weder für den Laien noch für den Diplomaten, um in das verwickelte Getriebe der politischen Kräfte einer Demokratie einzudringen. Nur eines kann ich sagen, der Winter, den ich 1908/09 als Austauschprofessor in New York und zuvor als Silliman Lecturer in New Haven verbrachte, und die vier Monate, die ich 1904 anläßlich der denkwürdigen internationalen Kongresse in den Vereinigten Staaten, schließlich als Lowell Lecturer in Boston war, haben den Eindruck nicht verwischt, der sich mir gelegentlich meines ersten Besuches in den Vereinigten Staaten 1897 aufgedrängt hat, nämlich daß ihre Zeitungen auf einer beklagenswert tiefen Stufe stehen und weit davon entfernt sind, die öffentliche Meinung darzustellen. Aber sie sind auf die letztere von großem Einflusse. Sie leiten das U.S.-amerikanische Volk; dieses wähnt sich echt demokratisch, und ist in Wirklichkeit beherrscht von denjenigen, die hinter seinen Zeitungen stehen, von seinen Berufspolitikern und seinen Finanzkreisen, also von einer Oligarchie.

Digitized by Google

12 Zum Kriege mit U.S.-Amerika

Die weit verbreitete Annahme, daß U.S.-Amerika besonders deutschfreundlich sei, trifft seit Jahrzehnten nicht mehr zu. Wohl haben sich einzelne Deutsche in den Vereinigten Staaten immer der vollen Hochschätzung ihrer amerikanischen Mitbürger erfreut. Mit wahrer Hochachtung sprach der Geologe Gilbert von dem deutschen Nachbarn seines Vaters, nach dem er Karl genannt worden ist. Einige Deutsche, wie Karl Schurtz, haben allgemeine Verehrung genossen und sind zu hohen Ämtern in der Republik emporgestiegen, aber nicht weil sie Deutsche waren, sondern trotzdem sie Deutsche waren. Die große Masse des U.S.-amerikanischen Volkes liebt den Deutschen nicht, der fleißig arbeitet, nicht zu viel trinkt, aber auch nicht gern auf sein Bier verzichtet und ein Gegner der Temperenzbewegung ist. Jeder Deutsche in Amerika hat die Redensart „damned dutch" zu hören bekommen. Die gebildeten Amerikaner haben allerdings uns Deutsche als Volk der Denker und Dichter geschätzt und sind gerne nach Deutschland gekommen, um die Alte Welt von ihrer ästhetischen, wissenschaftlichen und gemütlichen Seite kennen zu lernen; aber in dem Maße, wie wir politisch erstarkten und uns wirtschaftlich kräftigten, verloren wir den Nimbus des weltvergessenen, unpraktischen Volkes der Dichter und erschienen auch dem Amerikaner mehr und mehr als gefährliche Konkurrenten. Die Begründung des Deutschen Reiches hat allerdings in den Vereinigten Staaten sofort warmen Widerhall gefunden. Damals übte Karl Schurtz noch großen Einfluß aus, und gleich von Anfang an ist gerühmt

Digitized by Google

worden, daß die Verfassung des Deutschen Reiches sehr viel Ähnlichkeit mit der Verfassung der Vereinigten Staaten hat. Sind doch beide Staatenbunde, deren Regierung keine parlamentarische ist, und deren Oberhaupt starke politische Macht besitzt. Der wesentliche Unterschied ist nur der, daß bei uns ein erblicher Kaiser, in U.S.-Amerika ein gewählter Präsident an der Spitze des Bundes steht.

Aber gerade hieran nimmt der U.S.-Amerikaner gewöhnlich Anstoß. Er ist so durchdrungen von der Richtigkeit seiner republikanischen Staatsform, daß er im Monarchen, wenn die Verfassung ihm noch irgend welche Macht läßt, nur zu leicht einen Gewalthaber erblickt. Möge er junger Student sein oder Professor einer kleinen Universität, er kann sich unsern Kaiser nur als Despoten vorstellen, welcher bloß nach seinem Willen regiert und alles Widerstrebende zerschmettert. Dabei ist die Persönlichkeit des Kaisers sehr populär. Mehr als einmal habe ich gehört, wenn der Kaiser Bürger der Vereinigten Staaten wäre, so würde man ihn zum Präsidenten machen. Den Kaiser in Berlin kennen zu lernen, ist für den reisenden Amerikaner der höchste Wunsch. In der Lebensbeschreibung von T. J. J. See wird ausdrücklich erwähnt, daß er während seiner Studentenjahre den Kaiser selbst gesehen habe, allerdings sei er ihm nicht vorgestellt worden. Ein bekannter Gelehrter, gleichfalls Astronom, Bruder des Präsidenten einer der größten amerikanischen Universitäten, konnte nicht begreifen, daß er nicht eine Audienz bei dem gerade auf Reisen befindlichen Kaiser erhalten konnte; ich möchte nur sagen, wo er wäre, er würde ihm solange nachreisen, bis er seine Majestät gesprochen habe.

Amerikanische Kenner des deutschen Staatsgefüges

Digitized by Google

finden allerdings, daß nicht bloß in der Erblichkeit und Wählbarkeit des Staatsoberhauptes ein Unterschied zwischen dem Deutschen Reiche und den Vereinigten Staaten bestünde, sondern machen in den verbindlichsten Formen auf weiteres aufmerksam. Das Deutsche Reich sei viel weniger einheitlich verschweißt, als die Vereinigten Staaten. Hätte doch noch jetzt ein Bundesstaat, Bayern, seine eigenen Briefmarken; das sei zwar nur Äußerlichkeit, aber sie besage sehr viel, denn auf der ganzen Erde hätten einheitliche Staaten einheitliche Briefmarken. Lediglich für die Kolonieen hätten sie andre. Man würde nicht an die Einheitlichkeit der Vereinigten Staaten glauben, wenn ein einzelner ihrer historischen Bestandteile, wenn zum Beispiel Louisiana, seine eigenen Briefmarken haben würde. Der Umstand, daß es neben dem deutschen Gesandten auch im Auslande bayerische, württembergische und sächsische Gesandten gebe, sei gleichfalls ein Kennzeichen mangelnder Einheit. Was würde man in Europa sagen, wenn neben einem Gesandten der Vereinigten Staaten ein solcher der früheren konföderierten Staaten oder ein solcher von Kalifornien erscheinen würde. Man würde kein festes Zutrauen haben können; denn man würde nie wissen, welcher Gesandte die richtige Meinung vertrete. Endlich gebe es kein deutsches Heer, sondern nur eine preußische, bayerische, sächsische und württembergische Armee, während die Armee der Vereinigten Staaten sich zwar nach den einzelnen Staaten gliedere, aber dabei ein durchaus einheitliches Ganzes sei. Deutschlands Einheitsbewegung sei auf halbem Wege stecken geblieben, habe ich in den Vereinigten Staaten oft sagen hören. Dasselbe Urteil ist mir auch sonst auf der Erde, namentlich in England, entgegengetreten. Überall hält man die

Digitized by Google

partikularistischen Züge in unserm Erscheinen gegen außen als ein Zeichen innerer Schwäche, und es ist mir kein Zweifel darüber, daß diese Auffassung den Entschluß unsrer Feinde, gegen uns Krieg zu führen, wesentlich gefördert hat. Sie gehören zu den Gründen, welche den Kriegsausbruch begünstigt haben.

Sehr genaue Kenner von Deutschland in den Vereinigten Staaten — ihre Zahl ist allerdings gering — gehen noch weiter. Sie finden, daß auch unsre innere politische Entwicklung auf halbem Wege stehen geblieben sei. Sie halten es für unvereinbar, daß der Reichstag nach allgemeinem Stimmrecht gewählt wird, während die Landtage der einzelnen Staaten nach ganz andrem Verfahren gewählt werden, bald nach Wählerklassen, bald nach Ständen, bald direkt, bald indirekt, bald öffentlich, bald geheim. Nicht ohne Sorgen haben mich denkende Amerikaner darauf hingewiesen, daß ein großes Gemeinwesen nicht fest stehen könne, wenn die Gesetzgebung für das Ganze an wesentlich andre Voraussetzungen geknüpft sei, als die der einzelnen Glieder. Große Bewunderung wird allerdings unsrer sozialpolitischen Gesetzgebung gezollt; aber manche erblicken in ihr nicht bloß einen sozialen Schutz der Schwachen, sondern auch ein politisches Mittel, die große Masse des Volkes einzulullen und vom politischen Leben fernzuhalten, damit die Regierung um so uneingeschränkter herrschen könne.

Gegen jede berufsmäßige Regierung hat man in den Vereinigten Staaten eine unbedingte Abneigung. Man kann sich einen Beamten nicht vorstellen, der nur nach sachlichem Gesichtspunkt vorgeht, man kann sich ihn nicht als unbestechlich und ehrlich denken, weil man es in U.S.-Amerika anders gewöhnt ist. Man fürchtet so sehr die Bureaukratie, daß man lieber die

Digitized by Google

üblen Eigenschaften eines mit den politischen Strömungen wechselnden Beamtentums in Kauf nimmt, als daß man einen fachmännisch erzogenen Beamtenstand aufkommen läßt. So kommt es denn, daß beim politisch geschulten U.S.-Amerikaner vielfach weitgehendes Mißtrauen gegen das Deutsche Reich verbreitet ist und daß er ernstlich glaubt, das deutsche Volk sei von Junkern und Generalen unterdrückt.

Unverkennbar haben die Sympathieen für Deutschland in den Vereinigten Staaten während der Zeit unsres großen wirtschaftlichen Aufschwungs nachgelassen. Aber das Wesentliche ist, daß der alte Haß gegen England abgeflaut und erloschen ist. Das trat deutlich schon während des Burenkrieges in Erscheinung. Wohl bezeugten weiteste Kreise in den Vereinigten Staaten, vor allem die Deutschamerikaner große Sympathie für die Buren, aber die Regierung dachte nicht daran, deren Kleinstaaten zu Hilfe zu kommen und deren Freiheit zu schützen. Ein leiser Druck auf die lange kanadische Grenze hätte England leicht gefügig machen können; aber nicht der leiseste Druck erfolgte, obwohl jeder U.S.-Amerikaner im innersten seiner Seele davon überzeugt ist, daß die britische Herrschaft in Kanada einst an die Vereinigten Staaten fallen wird. Weil man dies für das Naturgemäße und sicher Eintretende hält, sieht man davon ab, den Vorgang zu beschleunigen. Man will kein Land von den Engländern erobern, aber man wird es nehmen, wenn es freiwillig kommt. Die Frucht, die man zu ernten hofft, muß reif sein. Das ist ein ganz andrer Gesichtspunkt, als der 1845 gegenüber Mexiko und 1898 gegenüber Spanien in Anwendung gebrachte. Da machte man einen frischen und fröhlichen Krieg und scheute nicht vor Eroberungen zurück, obwohl man sehr friedfertig

Digitized by Google

tat. Das Widerspruchsvolle dieser Auffassung wurzelt in dem Gefühle der Überlegenheit gegenüber Mexiko und Spanien, während man in England einen gleichberechtigten Nachbarn erblickt.

Die U.S.-Amerikaner sind im Laufe der letzten Jahre mehr und mehr inne geworden, daß sie eines Blutes mit den Briten sind. Ihr Verhältnis zum alten Mutterlande ist wie das eines Sohnes zum Vater, der mit lautem Widerspruch aus dem Elternhause geschieden ist, weil ihm die väterliche Zucht nicht behagte. Dann ist er im Leben etwas geworden; zur Ruhe gekommen, gedenkt er wieder des Vaterhauses und freut sich, daß er hier nicht vergessen ist. Ruhig wartet er ab, bis seine Geschwister zu ihm in sein besseres Haus kommen, wenn ihnen das der Eltern nicht mehr gefallen sollte. Er ist sicher, daß dies geschehen wird und unternimmt deswegen nichts es zu beschleunigen. Vielleicht denkt er auch als Teilnehmer mit maßgebendem Einfluß in das väterliche Geschäft einzutreten und rührt daran einstweilen nicht. England wiederum hat klar erkannt, daß der einst unfolgsame Sohn stark und wohlhabend geworden ist und ihm in Kanada ein sehr unbequemer Nachbar werden kann. Es hat seit Jahren umsichtig daran gearbeitet, um mit ihm in ein angenehmes Verhältnis zu kommen. Es hat Männer von weitem staatsmännischem Blicke als Botschafter nach Washington gesandt, wie zum Beispiel James Bryce, welcher in Amerika als einer der besten Kenner der Vereinigten Staaten gilt. Ich habe ihn selbst vortragen hören; er war nach Yale geladen, um in der Zeit der Wahl von Taft drei Vorträge vor den Studenten zu halten. Er sprach über Bürgerpflichten in ganz vorzüglicher Weise; andächtig lauschten ihm die jungen Ameri-

Digitized by Google

kaner. Der Brite wurde auf politischem Gebiete ihr Lehrer.

Die Entwicklung der letzten Jahrzehnte, das Nachlassen der Sympathieen für Deutschland, die stark zum Durchbruch gelangten Gefühle für das Mutterland Großbritannien machen begreiflich, daß bei Kriegsbeginn in den Vereinigten Staaten mehr Sympathieen für die Entente als für die Zentralmächte vorhanden waren. Das Bündnis der letzteren erschien vielen als ein Bündnis von Herrschern, das über die Völker hinweg geschlossen ist, die Entente aber als ein Einverständnis von Völkern, unter denen eines die Staatsform besitzt, die der U.S.-Amerikaner für die allein richtige hält: die Republik. Das Kaisertum Frankreich war in den Vereinigten Staaten nie geschätzt. Ein schlichter Pferdezüchter im fernen Westen stellte einmal an mich die Frage, wer der Größere sei, Napoleon oder Washington. Er gewährte Washington die Palme. Das wunderte mich vom Amerikaner nicht, aber überraschend war für mich die Begründung: Napoleon überrage Washington zwar als Feldherr, aber Washington ihn an Bürgertum, denn er habe nicht nach der Macht eines Kaisers gestrebt. Die Republik Frankreich ist bei den U.S.-Amerikanern sehr beliebt. Stolz begrüßt er bei der Einfahrt in den Hafen von New York die Freiheitsstatue, die Frankreich dort aufstellte, während die Statue von Friedrich dem Großen, die unser Kaiser den U.S.-Amerikanern schenkte, nicht auf einem öffentlichen Platz Washingtons aufgestellt wurde, angeblich weil man befürchtete, daß das Bildnis eines Königs vom Volke beschädigt werden könnte.

Am Königtum in Großbritannien stößt sich der Amerikaner nicht; es ist ihm zu oft gesagt worden, daß es gegenüber dem Volkswillen machtlos sei. Das

Digitized by Google

streng durchgeführte parlamentarische System leiste Gewähr, daß der Volkswille und nicht der Wille des Königs entscheidend werde. Großbritannien sei eine Demokratie mit einem König an der Spitze, eine Republik mit erblichem Präsidenten, dessen Macht äußerst gering sei, viel geringer als die Macht des Präsidenten der Vereinigten Staaten. In dessen Machtvollkommenheit erblickt der U.S.-Amerikaner keine Gefahr; denn er ist ja vom Volke erwählt, alle vier Jahre bietet die Neuwahl ihm Gelegenheit, einen unfähigen oder unbeliebten Präsidenten zu beseitigen, und gegen das Einnisten ein- und desselben Präsidenten schützt das seit Washingtons Verzicht auf eine zweite Wiederwahl üblich gewordene Herkommen, keinen Präsidenten öfters als zweimal zu wählen. Das sei etwas ganz anderes als im Deutschen Reiche, wo an der Spitze des Staatenbundes ein erblicher Kaiser steht.

Ganz wesentlich gefördert wurde die ententefreundliche Stimmung in den Vereinigten Staaten nach Kriegsbeginn durch die Stellungnahme des Präsidenten Woodrow Wilson. Er ist nicht Altamerikaner. Es ist im Kongreß im März 1916 mit einer gewissen Schärfe hervorgehoben worden, daß seine vier Großeltern Engländer waren, daß seine Mutter eine Engländerin war. Damit ist nackt gesagt worden, daß Wilson im Grunde genommen auch ein Bindestrich-Amerikaner ist. Er ist Anglo-Amerikaner. Als englischer Abkömmling empfindet Wilson viel englischer als die große Mehrzahl der Amerikaner, und er hat sich davon seit Kriegsbeginn offenkundig leiten lassen.

Weiter war die amerikanische Presse zum überwiegenden Teil ententefreundlich, und zwar nichte rst seit Kriegsbeginn, sondern schon von früher her. Die großen New Yorker Blätter waren seit Jahren deutsch-

Digitized by Google

feindlich, sie bliesen bei Kriegsbeginn sofort in das englische Horn und vermittelten dem amerikanischen Bürger pflichtschuldigst die Nachricht von fortwährenden Siegen der Entente, sie bewiesen ihm täglich aufs neue, daß Deutschland dicht vor dem Zusammenbruch stehe, sie schilderten ihm die deutschen Greueltaten und machten ihn gruseln vor deutschen Barbaren.

Noch ein drittes fiel für die Entente in die Wage, nämlich die starke Friedensbewegung in den Vereinigten Staaten. Haben die einen U.S.-Amerikaner noch den ungezügelten Ausdehnungstrieb ihrer Eltern, so ist bei den andern eine gewisse Sättigung eingetreten. Kein Krieg soll ihren Gewerbfleiß und ihren Handel stören. Widerstrebend folgen sie der Ausdehnungspolitik der Vereinigten Staaten und lassen es an einer scharfen Kritik nicht fehlen. Diese Friedensfreunde nun wurden in ihrer Ruhe gestört durch die Kriegserklärung. Weil sie von Deutschland ausging, erschien ihnen Deutschals der große Störenfried der Welt. Daß diese Kriegserklärung erst erfolgte, nachdem ein Kriegszustand von seiten Rußlands bereits herbeigeführt worden war, vermögen die wenigsten klar zu erkennen. Für die große Menge ist entscheidend, daß der Deutsche Kaiser den Krieg erklärt und daß Deutschland die Neutralität von Belgien gebrochen hat. Daß der deutsche Reichskanzler selbst dies als Unrecht bezeichnet hat, hat die Sachlage nicht verbessert; denn jemandem, der mit voller Überzeugung unrecht tut, sei kein Frieden möglich. Voll Entsetzen waren die Friedensfreunde endlich über die Worte des Reichskanzlers, daß ein Vertrag ein Stück Papier sei.

Dieser Anschauungskreis ist mir bereits entgegengetreten, als ich bei Kriegsausbruch in Australien weilte und zwar sowohl bei Engländern als auch bei U.S.,

Digitized by Google

Amerikanern. Niemals ist mir möglich gewesen, ihn nur irgendwie einzuengen. So glänzend unsre militärischen Erfolge gleich bei Kriegsausbruch waren, das Außerachtlassen psychologischer Momente in der deutschen Politik hat das Bild unsrer Rechtslage für sehr viele, sowohl bei unsern Feinden als auch bei Neutralen, insbesondere bei den U.S.-Amerikanern von vornherein zu unsern Ungunsten verschoben. Daran hat seither keine Aufklärungsarbeit irgend etwas zu ändern vermocht. Wir müssen damit als mit einer unverrückbaren Tatsache rechnen.

Gleichwohl war die Stimmung in Nordamerika anfänglich nicht für den Krieg. Weite Kreise waren deutschfreundlich und hielten damit nicht zurück. Das merkte ich schon in London, als, wie schon erwähnt, der Präsident der Universität Urbana bei mir anfrug, ob ich dort eine Professur übernehmen wolle. Eine solche Anfrage war bereits 1909 an mich gerichtet worden. In Berlin habe ich später eine ganze Reihe von Briefen erhalten, welche zum Teil sehr starke Sympathieen für Deutschland zum Ausdruck brachten. Nur einer meiner Freunde hat sich brieflich offen auf die Seite der Entente gestellt und den Empfang meines Büchleins, Von England festgehalten, mit den Worten bestätigt, daß er es nicht lesen werde, da er solche Kriegsliteraturen nicht liebe. Noch im Laufe von 1916 erwählte mich die 1812 gegründete Academy of Natural Science in Philadelphia zu ihrem Ehrenmitglied. Das Diplom kam richtig in meine Hände, ob aber mein Dank an die Akademie gelangt ist, weiß ich nicht. Allmählich blieben die Briefe aus U.S.-Amerika aus. Seit dem Frühjahr 1916 habe ich im wesentlichen nur gedruckte Familienanzeigen oder Einladungen zu Wahlen in den Akademieen zu

Digitized by Google

Washington aus den Vereinigten Staaten erhalten. Alle diese Zusendungen waren geöffnet und durch einen dünnen Papierstreifen mit der Aufschrift Opened by censor wieder verschlossen. Daß fast nur derartige gedruckte Mitteilungen zu mir gelangten, hat mich sicher gemacht, daß der Zensor andre schriftliche Mitteilungen mir vorenthielt. Nur einmal habe ich einen vom November vorigen Jahres datierten geschriebenen Brief erhalten. Ein hochgeschätzter Kollege spricht darin offen aus, er wisse nicht, ob mich seine Zeilen erreichen würden, es ginge so viel auf der Post nach Deutschland und von Deutschland verloren, selbst wissenschaftliche Zeitschriften blieben manchmal aus. Die persönlichen Beziehungen zwischen Deutschen und Amerikanern wurden im Laufe von 1916 durch den englischen Zensor unterbrochen und die U.S.-amerikanische Regierung ließ sich den englischen Postraub ruhig gefallen.

Auf der andern Seite aber entwickelten sich neue Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und den Mächten der Entente. Der Krieg hatte in jenen zunächst eine schwere wirtschaftliche Krisis zur Folge. Handel und Industrie stockten. Die Lage des Geldmarktes wurde schlecht. Da kamen massenhafte Bestellungen von Munition und Kriegsmaterial von seiten unsrer Feinde. Die verschiedensten Industrieen bekamen nunmehr reichlich Arbeit. Der Eisenbahnverkehr belebte sich, Geld kam ins Land. Das erfüllte weiteste Kreise in den Vereinigten Staaten mit Genugtuung, und die Sympathieen jener U.S.-Amerikaner, die noch schwankend waren, wandten sich nunmehr der Entente zu, für welche Finanzkreise durch die gefügige Presse eine starke Agitation weiter entfalteten. Aber noch im Februar und März 1916 ließ der Kongreß

Digitized by Google

der Vereinigten Staaten dem Präsidenten Wilson keinen Zweifel darüber, daß er nicht gewillt sei in den Krieg mit Deutschland einzutreten. Ein Jahr später allerdings pflichtete er mit ganz überwältigender Mehrheit dem Präsidenten bei, daß ein Kriegszustand mit Deutschland eingetreten sei, da deutsche U-Boote amerikanische Schiffe, die sich auf den Kriegschauplatz begeben hatten, versenkt hatten. Nach der heutigen amerikanischen Auffassung liegt hierin ein rechtlicher Kriegsgrund vor. Amerikas Ehre sei verletzt worden. Dies wäre nicht eingetreten, wenn die amerikanische Politik dieselbe Richtung befolgt hätte, wie um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts. Damals verbot sie die Schiffahrt mit den kriegführenden Mächten Europas. Damals suchten sich die Vereinigten Staaten von den Streitenden fernzuhalten, jetzt lieferten sie dem einen der beiden Streitenden Unterstützung, und fühlten sich in ihrer Ehre gekränkt, als die Streiche, die der andere der Streitenden austeilte, auch sie trafen, als sie auf dem Kampfplatz erschienen. Nicht auf Grundlage einer von deutscher Seite erfolgten Rechtsverletzung, sondern infolge der neueren von U.S.-Amerika befolgten Politik hat nach zweijährigem Ringen zwischen der Kriegs- und der Friedenspartei in den Vereinigten Staaten die erstere den Sieg davongetragen, und zwar in einem Augenblicke, wo infolge der deutschen Siege die Autokratie in Rußland zusammengebrochen war.

Damit war der Schönheitsfehler beseitigt, welcher der Entente anfänglich in den Augen des U.S.-Amerikaners anhaftete, nämlich daß in ihr neben der Republik Frankreichs und den beiden parlamentarischen Königreichen Großbritannien und Italien eine wirkliche Autokratie asiatischer Art vertreten war. Nun

Digitized by Google

war die Demokratie selbst in Rußland zur Herrschaft gelangt, nun ist auch Rußland Republik. Damit war für Präsident Wilson der Schlachtruf gegeben: Kampf der Demokratie gegen die Monarchie. Für einen solchen Schlachtruf ist die große kritiklose Menge des U.S.-amerikanischen Volkes immer zu haben. Präsident Woodrow Wilson war aber vorsichtig genug, nicht dem deutschen Volke, dem es in Amerika nicht gänzlich an Sympathieen fehlt, den Krieg zu erklären, sondern lediglich der deutschen Regierung. Daß das deutsche Volk hinter der deutschen Regierung steht, daß das deutsche Volk die Regierung zur Aufnahme des uneingeschränkten U-Bootkrieges drängte, ist dem Historiker Wilson natürlich nicht bekannt. Was sich hinter dem hohlen Schlachtrufe von Wilson versteckt und was dieser sorgfältig verbirgt, ist klar zu erkennen.

Wer die krummen Wege von Wilsons Diplomatie aufmerksam verfolgt, wird nicht den Eindruck erhalten, daß er klar und zielbewußt das amerikanische Staatsschiff nach hohem und weitem Gesichtspunkte gesteuert hat. Zwei Seelen wohnen in seiner Brust, die des friedensfreundlichen amerikanischen Professors und die des kriegerischen Großamerikaners; man konnte noch bis in die letzte Zeit zweifeln, ob er sich für den Krieg entscheiden werde. „Er hat einige gute Bücher geschrieben, glänzende Bücher; er ist mit der Geschichte des Aufstiegs und des Niedergangs der Kulturen vertraut, deren Gebeine auf den Gestaden der Weltgeschichte liegen; er kennt die Ursachen, die sie herbeiführten, und er ist zweifellos mit den Einflüssen vertraut, die ihre Zersetzung und ihren Verfall herbeigeführt haben. Aber alles das zugegeben, glaube ich nicht, daß er alle politische Weisheit wie ein Börsenmagnat allein beherrscht, auch nicht, daß er mehr

Digitized by Google

Vaterlandsliebe besitzt als die Mehrheit der Kongreßmitglieder, die mit ihm die Verantwortung dieser Regierung teilen. Ich könnte ihm alle die Eigenschaften zugestehen, welche die heiße, liebevolle Einbildungskraft seiner von sich selbst bestellten Verteidiger im Senat, seine Parteifreunde und ergebenen Anhänger im Kongreß ihm beilegen, aber selbst dann würde ich doch dafür sein, daß der Kongreß die ihm zustehende Aufgabe selbst ausübt und nicht die ganze Verantwortlichkeit der Regierung dem Präsidenten überläßt. Der Präsident ist bloß ein Mensch, dessen Herz erfüllt ist mit Hoffnung und Widerwillen, Liebe und Beschränkung, Furcht und Ahnung, Gunst und Laune, wie sie einem Sterblichen eigen sind. Sein Kopf birgt Ehrgeiz, Eitelkeit, Tugenden, Fehler, Schwächen, die zum menschlichen Geschlecht gehören. Eben nur ein Mensch."

Mit diesen Worten, die ich Eduard Meyers Schrift über den amerikanischen Kongreß und den Weltkrieg entnehme, charakterisierte der Senator Vardaman am 9. März 1916 im amerikanischen Senat das Wesen und die Haltung von Wilson. Diese schwankende Persönlichkeit hatte diplomatische Erfolge. Ihre Entscheidung wurde vom Deutschen Kaiser angerufen wegen fortgesetzter Verletzungen der Genfer Konvention durch unsre Feinde. Die deutsche Regierung gab ihr nach und verzichtete im Jahre 1916 auf den uneingeschränkten U-Bootkrieg. Kein Wunder, wenn Wilson nunmehr glaubte, die Persönlichkeit zu sein, welche die Geschicke der Welt bestimmen kann, und um die Wende von 1916/17 als Friedensstifter auftrat. Als er damit keinen Erfolg hatte, als die Neutralen sich ihm nicht zuwandten, als die Entente unverschämte Bedingungen stellte, da stellte er sich nicht auf die Seite von Deutsch-

Digitized by Google

land, das seine Bereitwilligkeit zum Frieden schon ausgesprochen hatte, sondern wandte sich der Entente zu, um durch den Eintritt in den Krieg die Möglichkeit zu erhalten, die er als Fernstehender nicht erlangen konnte, nämlich beim großen Friedensschlusse ein Wort reden zu können. Der Pazifist Wilson brauchte den Krieg und schloß sich der immer stärker gewordenen Kriegspartei in den Vereinigten Staaten an.

Was können aber diese durch einen Krieg mit Deutschland gewinnen? Finanzkreise mögen in erster Linie an die riesigen Kapitalien denken, die sie in das Unternehmen der Entente gesteckt haben, und die durch den bisherigen Kriegsverlauf ernstlich gefährdet sind. Um sie zu retten, wollen sie durch das Eingreifen der Vereinigten Staaten die Kriegslage der Entente bessern. Weiter werden politische Kreise denken. Ihre Meinung, die sich hinter den Schlagworten Humanität, Demokratie und verletzte Ehre versteckt, läßt sich erraten, wenn wir die Frage im Lichte des amerikanischen Imperialismus betrachten. Der Gedanke, der im Namen der Vereinigten Staaten von Amerika zum Ausdruck kommt, daß sie ganz Amerika umfassen sollen, hat in den letzten Jahren mehr und mehr an Ausdehnung und Umfang gewonnen. Die Vereinigten Staaten wollen das Zentrum werden für ganz Amerika und damit zum Zentrum der Welt überhaupt. Die Erreichung dieses Zieles ist solange ausgeschlossen, als Europa groß und mächtig dasteht, sie tritt aber in greifbare Möglichkeit, je länger sich Europas Völker in einem mörderischen Kriege zerfleischen und dabei zugleich in finanzielle Abhängigkeit von den Vereinigten Staaten geraten. Den U.S.-amerikanischen Imperialisten ist daher die Fortdauer des Weltkrieges erwünscht. Sie begünstigten ihn daher durch Lieferung von Waffen, Munition und Kriegsmaterial

Digitized by Google

an die Entente, sowie durch deren finanzielle Unterstützung. Nun, wo durch den uneingeschränkten U-Bootkrieg das Ende des Krieges in eine gewisse Nähe gerückt erscheint, lassen sie die Maske fallen, unter welcher sie unsre Feinde bisher, auch durch Kriegsfreiwillige, unterstützt haben und suchen ihnen durch offenen Eintritt in ihre Sache zu Hilfe zu kommen. Das bringt ihnen zunächst eine schöne deutsche Flotte ein, die in den Häfen der Vereinigten Staaten Schutz gesucht hat, belastet sie jedoch militärisch nicht weiter. Aber unter dem Vorwande Deutschland zu bekriegen, wird in den Vereinigten Staaten eine Armee geschaffen. Dazu wird unumgänglich nötig sein, das zu tun, was in England bereits geschehen ist, nämlich die allgemeine Wehrpflicht einzuführen. Sind die Stimmen, die dies verlangen, auch nicht sofort zur Geltung gekommen, so wird doch U.S.-Amerika durch den Krieg gegen den Militarismus ganz ebenso wie England den Militarismus erhalten. Weiter werden die Vereinigten Staaten ihre Kriegsmarine ausbauen, ohne daß England daran Anstoß nimmt, um später zur See ebenbürtig neben dem geschwächten Großbritannien und dem erstarkenden Japan zu erscheinen. Der Krieg bedeutet für die Vereinigten Staaten die Entwicklung zum Militärstaate und bezeichnet den Eintritt einer neuen Periode amerikanischer Geschichte, nämlich des Versuches der amerikanischen Weltherrschaft.

Daß diese Periode mit einem Kriege gegen Deutschland beginnt, kann nicht überraschen. Wenn U.S.-Amerika in der Welt an Stelle des gealterten und durch Kriege geschwächten Europas treten will, so muß es die Macht in Europa niederringen helfen, welche im Kriege bisher siegreich gewesen ist und dabei nicht in finanzielle Abhängigkeit von ihm geraten ist, welche

Digitized by Google

durch den Reichtum ihres Bodens an Kohle und Eisen dazu bestimmt ist, in Europa einmal eine führende Rolle zu spielen. Dabei läuft U.S.-Amerika lediglich die Gefahr, bei einem nicht siegreichen Ausgange des Krieges weniger bereichert dazustehen als jetzt, was namentlich England erwünscht sein muß.

U.S.-Amerikas Eingreifen in den Krieg ist im Grunde genommen durch unsere Siege bedingt und vergegenwärtigt uns unsre eigene Stärke. Sie liegt nicht bloß in der bewundernswerten Kraft unsres Volkes, welches in eisenharter Front dem Massenansturm unsrer Feinde im Westen widersteht, und im Verein mit unsern Bundesgenossen den großen Gegner im Osten erschüttert, sowie die kleinen Feinde des Südostens niedergerungen hat, welches auf See durch den uneingeschränkten U-Bootkrieg England in Sorge um das tägliche Brot stürzt, die es uns auferlegen wollte, und dadurch zum Frieden drängen wird. Unsre Stärke wurzelt auch in unsrem Lande. Seine Lage in der Mitte Europas setzt uns zwar feindlichen Angriffen von allen Seiten aus und verurteilt uns zur Ohnmacht, wenn wir uns unsrer Stärke nicht bewußt, nachgiebig und uneinig sind. Die Beschaffenheit seines Bodens ist allerdings nicht die beste. Mühsam müssen ihm die Ernten abgerungen werden, aber indem er keine Müßigkeit duldet, hat er unser Volk zu Fleiß und Arbeit erzogen. Nicht immer hat er der stetig anwachsenden Zahl genügenden Unterhalt gegeben. Durch Jahrhunderte hindurch ist daher unser Volk aus dem engen Raume übergequollen, den es im Kampfe ums Dasein gewonnen hat. Es hat das Blut von fast ganz Europa verjüngt und ist Kulturdünger für die ganze zivilisierte Menschheit, besonders auch für U.S.-Amerika geworden. Aber ungeheuer reich ist der deutsche Boden an dem,

Digitized by Google

was wir für die moderne Zivilisation brauchen, nämlich an Kohle und Eisen. Wenn England mit der Erschöpfung seiner Kohlenlager, ohne welche ein Betrieb der modernen Schiffahrt nicht möglich ist, und durch deren Ausbeutung es heute die Entente zusammenhält, seine Weltmachtstellung verlieren wird, da wird Deutschland noch lange Jahre zehren können von seinem mehr als doppelt so großen Vorrat an Kohle, der in den Tiefen ruht, und verleibt es seinen Grenzen die Landschaft Briey ein, die es jetzt besetzt hält, so wird es auch seinen Bedarf an Eisen immer aus eigenem decken können. Deutschland muß einst in Europa die führende Rolle zufallen, die Großbritannien heute spielt. Der große Weltenkrieg, in dem wir stehen, ist das äußere Anzeichen vom Wechsel in der weltgeschichtlichen Sendung des deutschen Volkes, das aufgehört hat, bloß Kulturdünger der Menschheit zu sein, und deren Kulturbringer werden wird, indem es die Weltstellung erlangt, die seiner eigenen Kraft und Stärke, sowie seiner reichen natürlichen Ausstattung mit Schätzen des Bodens entspricht.

Schwer empfinden wir den mörderischen Krieg, der uns viele der Besten raubt, aber er hat uns die Schwäche genommen, die früher in unsrer Uneinigkeit wurzelte. Ungebeugt und einig stehen wir da, wie viele Feinde auch auf uns einstürmen mögen. Wir haben das feste Gefühl, ihnen standhalten zu können und dadurch einen ehrlichen Frieden zu erreichen. Aber wir empfinden es auch mit fester Zuversicht, daß wir in Zukunft unsre eigenen Geschicke selbständig zu lenken vermögen, wenn uns ein Wille beseelt: mit dem Pfunde, das uns in unsrem Lande anvertraut ist, und mit dem geistigen Erbteil unsrer Väter richtig und vorsichtig, staatsweise und politisch klug zu wirtschaften, zum eigenen Besten und zum Wohle der Menschheit.

Digitized by Google

Weniger zuversichtlich blicken wir in die Zukunft von U.S.-Amerika. Der Bürgersinn und die Bürgertugend, die Kleinodien der früheren Tage der Union, sind geschwunden. Das Recht, das sich entwickelt hat, ist ausschließlich das des Stärkeren geworden. Die Gleichheit der Bürger hat aufgehört. Wie der wirtschaftlich Stärkere den Schwächeren unterdrückt, bevormundet er ihn auch politisch. Eine kleine einflußreiche Plutokratie hat die Vereinigten Staaten unter den Schlagworten des Imperialismus aus den sicheren Bahnen geworfen, die sie bisher in ihrer äußeren Politik verfolgt hatten. Dem Imperialismus nach außen muß notwendigerweise der Imperialismus im Innern folgen, wie dem Kriege der Militarismus. Ein Umschwung der U.S.-amerikanischen Politik mußte allerdings eintreten, als die Landnahme vollendet war und als für die in Bewegung gekommene Masse kein Raum in den Vereinigten Staaten mehr zu besetzen war. Aber es fehlten die Männer, die mit weitem Blicke erkannt hätten, daß die großen Aufgaben, vor welche die Vereinigten Staaten dadurch gestellt waren, in ihrem Innern liegen. Die Männer, die zur Zeit der großen Wende der amerikanischen Geschichte das Staatsschiff zu lenken hatten, weder Theodore Roosevelt noch Woodrow Wilson, hatten den politischen Blick und die sittliche Größe eines George Washington.

Digitized by Google

Verlag von J. Engelhorns Nachf. in Stuttgart

Von England festgehalten

Von

Prof. Dr. Albrecht Penck

11.—15. Tausend. Fein geheftet M. 1.20

... Das Reise- und Kriegsbuch des bekannten Geographen wird nicht nur bei Akademikern und Politikern auf Beachtung zählen dürfen, sondern auch das große, die Zeitläufte verfolgende Publikum ebenso wie auch unsere Soldaten draußen und daheim werden es gern zur Hand nehmen.

Neckarzeitung, Heilbronn.

Die österreichische Alpengrenze

Von

Prof. Dr. Albrecht Penck

Mit 1 Karte. Geheftet M. 1.80

... Das ganze Kampfgebiet wird in dem Heft behandelt, mit meisterhafter Klarheit der Begriff des Paßlandes entwickelt und Erdkunde und Geschichte stets zur Einheit verschmolzen. So wird Professor Penck zum sichern Führer in das Verständnis der jetzigen Operationen unseres Bundesgenossen im einzelnen wie im großen Zusammenhang.

Kölnische Zeitung.

Zu haben in allen Buchhandlungen

Digitized by Google

E 169.1
.P33

Digitized by Google

3 0000 112 741 206

Digitized by Google